

❖ Biogr. ❖

468

ga

Erinnerungen

ALBRECHT VON GRAEVE

Abbildung des Verfassers

Verlag von J. Neumann, Neudamm



Verlag von J. Neumann

Verlag von J. Neumann

Verlag

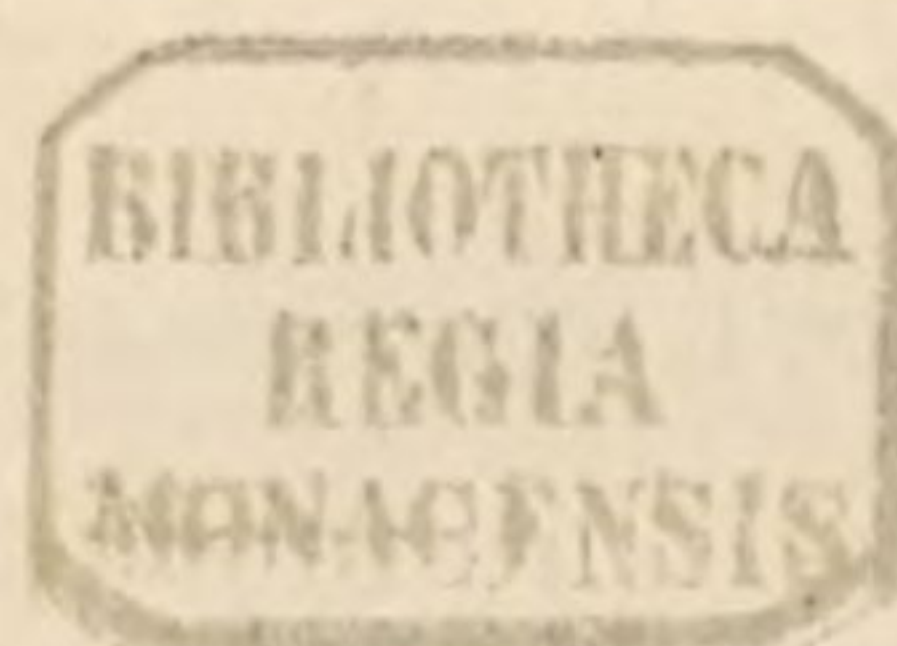
Erinnerungen
an
ALBRECHT VON GRAEFE.

Zu seinem 25^{sten} Todestage

zusammengestellt aus Werken und Briefen J. Jacobson's.

Mit elf Graefe'schen Briefen als Beilage.

Königsberg i. Pr.
Verlag von Wilh. Koch.
1895.



[*Aus der Rede zur Einweihung der Königsberger
Universitäts-Augenklinik am 3. Mai 1877.*]

Selbst als um die Mitte dieses Jahrhunderts die ersten Sterne unserer Wissenschaft fast gleichzeitig den Boden für die klinische Ophthalmologie so umgepflügt hatten, dass die Lehrer der Chirurgie und Augenheilkunde sich auf ihm nicht mehr zu recht zu finden, ihn nicht mehr zu bearbeiten, keine Früchte aus ihm zu ziehen wussten, als Pathologie und klinische Ophthalmologie ihren Zusammenhang mit der Anatomie und Physiologie verloren hatten und eine Regeneration nothwendig geworden war, verfügten unsere Universitäten über keine Kräfte für die Umgestaltung und Befreiung der ophthalmologischen Disciplin.

Um diese Zeit zog ein junger Arzt, der Träger eines durch seinen Vater in der medicinischen Wissenschaft berühmt gewordenen Namens die Aufmerksamkeit der Leute auf sich. Kaum hatte er seine Examina bestanden und auf einer Studienreise die grossen Institute von Frankreich, England und Oesterreich besucht, als er es wagte, neben den durch Anciennität zu Autoritäten gewordenen Grössen seiner Vaterstadt als Ophthalmologe aufzutreten.

Bald rühmte man ihm nach, dass er in der Diagnose der Augenkrankheiten seinen Zeitgenossen weit voraus sei, dass er nach neuen Methoden unerhörte Curen mache, nicht lange wahrte es, da fanden sich aus allen Ländern Europa's die Kranken, theils aus eigenem Antriebe, theils auf den Rath tüchtiger Oculisten, die meinten, wenn es mit ihrer Weisheit zu Ende sei, so könne vielleicht noch der Eine helfen, in Berlin ein, und neben diesem schnell anwachsenden Strome Heilungsuchender wanderte eine Schaar von Aerzten, jüngeren und älteren aller Nationen, zu dem jungen Privatarzte, um zu sehen und von ihm zu lernen, was alle Hochschulen und alle Hospitäler Europa's ihnen nicht bieten konnten.

So fand ich ihn vor jetzt 23 Jahren, gesucht und ersehnt von einer die Kraft eines Menschen erdrückenden Menge Hilfsbedürftiger, verehrt und gesegnet von Hunderten, denen er das Augenlicht erhalten oder wiedergegeben, bewundert und geliebt von seinen Jüngern: den grossen Albrecht von Graefe, meinen und Ihrer Aller, meine Herren, unvergesslichen Lehrer und Meister; denn was Sie auch Gutes von mir erhalten mögen, aus seinem Geiste ist es entsprungen, ihm haben Sie es zu danken.

Es war ein wunderbarer Anblick, die edle, keiner Körperanstrengung gewachsen scheinende Gestalt vom Kranken zum Kranken zu verfolgen, wie sie jeden mit gleicher Aufmerksamkeit prüfte, mit gleicher Theilnahme Trost, mit gleicher Bereitwilligkeit Hülfe spendete; da gab es keine Ermüdung, keine Ruhe bis tief in die Nacht hinein; so lange Unglückliche der Hülfe bedurften, war auch der Helfer da, für den keine andere Welt zu existiren schien, als die seines dem Menschenwohle geweihten Berufes.

Nur wenn es galt, den in gespannter Aufmerksamkeit folgenden Schülern das Verständniss für neue Anschauungen zu erschliessen, oder, wie er sich auszudrücken pflegte, Rechenschaft über sein Handeln abzulegen, dann wandte sich das geistig belebte Antlitz, in dem die Einen die Spuren erschöpfender Arbeit, die Andern Keime unheilbaren Leidens zu erkennen glaubten, den Hörern zu, dann leuchteten die Augen, die anfangs schwach und krank klingende Stimme hob sich, und als wollten sie kein Ende nehmen, reihten sich die Mittheilungen scharfer Beobachtungsergebnisse und origineller, von augenblicklicher Eingebung erzeugter Gedanken aneinander.

Es war, als könne er sich im Geben nicht Genüge thun: nicht nur den Unglücklichen, die seiner unmittelbaren Behandlung theilhaftig werden konnten, sollte geholfen werden, — wir Alle sollten aus dem grossen Schatze seines Wissens und Könnens genug erhalten, um, wohin uns auch das Schicksal später auseinander streuen würde, in seinem Sinne, nach seinem Vorbilde der Menschheit nützlich zu werden.

Damals gab es kein Land, in dem die Ophthalmologie noch im Argen lag, kaum eine grosse Stadt, in die seine rege Phantasie nicht schon einen Bestimmten von uns als Pionier für die neue Lehre versetzt hätte. Das Phantasiebild hat sich,

wenn auch nicht in den Einzelheiten, verwirklicht: über alle europäischen Länder und weit über's Meer hinaus sind seine reformatorischen Gedanken gedrungen, unsere Wissenschaft und Kunst hat aufgehört in jedem Lande ein anderes nationales Gepräge zu zeigen, sie trägt den Stempel des grossen Geistes, der ihr ausschliesslich seine Kraft und sein Leben widmete.

Manches hat dazu die Persönlichkeit des Gefeierten beigetragen; das Beispiel aufopfernder Hingebung an den practischen Beruf, die hinreissende Gewalt der mündlichen, fast nie vorbereiteten Vorträge, das dauernde Interesse, das er für jeden ernst Strebenden bewahrte, mit dem er unterbrochene Gemeinschaft der Arbeit durch eigene Mittheilungen, durch Anregung und Aufmunterung zum Meinungsaustausche immer neu anknüpfte und dauernd zu erhalten suchte, — mag manchen Jünger seiner Schule gewonnen, manchen Schwankenden ihr erhalten haben, — aber wenn lange schon die lebendige Erinnerung an die Person mit dem Aussterben der Zeitgenossen geschwunden sein, wenn eine jüngere Generation der weiteren Förderung der Ophthalmologie ihre Kraft widmen wird, — nie werden die Spuren des Geistes verwischt werden können, der durch neue Gedanken sich unvergängliche Monumente in der Wissenschaft gesetzt hat. —

Schon im Jahre 54 wurde die medicinische Welt durch das Erscheinen des ersten Bandes seines Archivs in Erstaunen gesetzt. Er selbst hatte sich dabei betheiligt, mit Beiträgen der Physiologie und Pathologie der schiefen Augenmuskeln etc. *) Der 16te Band ist noch theilweise von ihm redigirt worden, die eigene Productionskraft lähmte ein qualvolles Leiden, dem er am 20. Juli 1870 erlag.

Sie wissen, meine Herren Commilitonen, dass jedes, auch das kleinste der aufgezählten Werke ein klinisches Meisterwerk ist, dass die Arbeiten über die Wirkung der schiefen Augenmuskeln, die Iritis etc. etc. unbekannte Gebiete der Ophthalmologie erschlossen und in breitester Ausdehnung jedem zugänglich gemacht haben.

Ueber den Werth und die Bedeutung dieser Leistungen Sie aufzuklären wird eine Aufgabe meines Lebens sein, der ich in

*) Hier folgte ein Ueberblick über Graefe's Beiträge zum Archiv.

jetziger Stunde mit wenigen Worten nicht gerecht werden kann, nur auf die Productivität unseres grossen Meisters Sie hinzuweisen war meine Absicht.

Die aufgezählten Schriften, unter denen keine historischen, kritischen oder polemischen Inhalts, keine durch Aufzählung von Experimenten angeschwollen, füllen etwa 2500 Druckseiten oder 160 Druckbogen, dazu kommt noch eine nicht geringe Zahl zum Theil sehr wichtiger Aufsätze in den Klinischen Monatsblättern, Manches in der Deutschen Klinik und anderen Zeitschriften Veröffentlichte, einige Monographien und zwei kleine Vertheidigungsschriften gegen ungerechtfertigte Angriffe Hasner's.

Sie staunen und fragen, wann die Zeit übrig war zum ruhigen Sinnen, zum Ordnen und Niederschreiben des Gedachten, bei der rastlosen practischen Thätigkeit, von der ich Ihnen ein schwaches Bild skizzirt habe. Die Antwort giebt uns Gräfe's eigenartige Individualität.

Zur Erfüllung seines Lebensberufes, zur Befriedigung des unwiderstehlichen Triebes zum Heilen und Helfen verfügte er bei ungewöhnlicher medicinischer Allgemeinbildung über die Fähigkeit, sich in neuen Erscheinungen auf wissenschaftlichem Gebiete schnell kritisch zurechtzufinden, — über ein stets bereites Gedächtniss zum Aufbewahren und Wiedererwecken von Gelerntem, Gehörtem und Wahrgenommenem, über das Vermögen, scharf zu beobachten, die kleinste Abweichung von der Norm wie unwillkürlich zu erfassen, Zusammengehöriges zu ordnen, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden, — über die glückliche Gabe des Genies, unter vielen, scheinbar zum Ziele führenden Wegen sofort, wie durch eine Ahnung bestimmt, den richtigen einzuschlagen und mühelos zu finden, wonach das angestrengte Nachdenken von Generationen seiner Vorgänger vergebens gesucht und gerungen hatte.

So wurde ihm jeder individuell abweichende Krankheitsfall, — und wie wenige giebt es, die vollkommen übereinzustimmen scheinen, — ein Problem, für dessen Erkenntnis er mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft, für dessen Heilung er ausserdem mit der divinatorischen Gabe des künstlerischen Genies ausgerüstet war. Sehen, in Gedanken erwägen, erkennen, die Mittel zur Heilung suchen und finden: das waren unmittelbar in einander übergehende, unzertrennlich sich durchdringende Theile

seiner unermüdlich practischen, durchgeistigten Thätigkeit. Was dem Drucke zu übergeben war, lag jeden Augenblick in vollendeter Form und klarer Anordnung im Geiste bereit; nur von der Zahl der Stunden, die entweder auf einer gelegentlichen Ferienreise zum Niederschreiben oder während der schweren Arbeitszeit zum Dictiren blieb, hing es ab, mit wieviel neuen Gedanken die Leser des Archivs beschenkt werden sollten. —

Wir dürfen zwischen dem Schriftsteller Graefe und den Heroen der Wissenschaften, deren Gedanken der Fassungskraft ihrer Zeitgenossen weit vorausseilten, deren Verständniss in späteren Jahrhunderten ein Lebensstudium ernster Denker geworden ist, keine Parallele ziehen. Wie sein ganzes practisches Leben dem Wohle der Mitmenschen geweiht war, wie jede Stunde ihm ein anderes, therapeutisches Problem bot, wie tausend unberechenbare Erfahrungen Anregungen wurden zu eben so viel neuen Speculationen und Versuchen, so bilden auch seine Schriften keinen nach festem Plane vom Kleinen zum Grossen, vom Theile zum Ganzen wachsenden Bau, sie schliessen sich nicht zu einer systematischen Behandlung unserer Wissenschaft zusammen, — eine jede für sich allein löst eine bestimmte klinische Aufgabe, oder bringt sie der Lösung näher, die Heilung steht als erstes und höchstes Problem oben an, sie ist oft dem Verständniss für das Wesen der Krankheit vorangegangen, mitunter hat sie nachträglich zum Verständnisse geführt und nicht klein ist die Zahl der pathologischen Symptomen-Complexes geblieben, deren Ueberführung zur Norm uns Graefe gelehrt hat, ohne dass der ihr Wesen verhüllende Schleier völlig gehoben wäre.

Nur eines flüchtigen Blickes in irgend eine der genannten Abhandlungen bedarf es, meine Herren Commilitonen, damit Sie sich überzeugen, dass das Streben nach Lösung therapeutischer Probleme unsern Graefe nie zu plan- und gedankenlosen Versuchen mit sogenannten Mitteln geführt hat; seine auf einen bestimmten Zweck abzielenden Gedankengänge führen überall durch wissenschaftliches Gebiet, sie erhellen das Dunkel, sie erweitern den Horizont und bahnen Wege, wo undurchdringliche Widerstände für frühere Generationen das Vordringen unmöglich zu machen schienen, — aber immer führen sie wieder auf die klinische Aufgabe, die Heilung der Krankheiten, als Endzweck, zurück.

So tritt er in schroffen Gegensatz zu den Schulen, die sich mit Vorliebe als exacte, rationelle und naturwissenschaftliche zu bezeichnen pflegen, die, klinische Impotenz hinter nihilistischen Scepticismus verbergend, an der Möglichkeit einer fruchtbaren Therapie verzweifeln, ehe alle Vorfragen über die physicalischen und chemischen Verhältnisse der Krankheiten beantwortet sind, — so stellt er sich uns dar, nicht als abstracter Gelehrter, nicht als naturforschender Mediciner mit Maass- und Wäge-Apparaten sondern als unerreichbar genialer Kliniker und klinischer Schriftsteller. —

Von der Ueberzeugung durchdrungen, dass der weiteren Cultur und Verbreitung der Ophthalmologie ohne Trennung von der Chirurgie, ohne eine gleichberechtigte Stellung in der Facultät und in den Examinibus, besonders aber ohne gut eingerichtete Kliniken kein günstiges Prognosticon zu stellen sei, hat er manchen Schritt nach dieser Richtung mit geringem Erfolge gethan, wenige Jahre vor seinem Tode wurde die Trennung von der Chirurgie beschlossen, später machte man ihn zum Examiner, dann als Einzigen unter allen Ophthalmologen zum Ordinarius. Der Bau von Kliniken war bis zu seinem Tode nicht in Aussicht genommen. Fast schien es, als solle seine trübe Ahnung, dass das einzige Ordinariat mit seiner Person begraben und die Ophthalmologie wieder in die Stellung eines unwesentlichen Appendix zu den sogenannten Hauptfächern herabgedrückt werden werde, in Erfüllung gehen; man berief und fand für den bisher von ihm eingenommenen Lehrstuhl einen Professor extraordinarius. Aber schon wenige Monate später waren wir von der Gefahr befreit; auf eine gelegentliche, äussere Anregung*) ertheilte unser Herr Minister fast umgehend den Bescheid, es sollten an allen Universitäten Preussens ordentliche Lehrstühle und Kliniken für Augenheilkunde eingerichtet werden. Ihm, der in aufreibender Lebensarbeit die Ophthalmologie so weit gefördert, dass sie gerechte Ansprüche auf Gleichstellung mit den anderen klinischen Fächern erheben konnte, war es nicht beschieden, die Verwirklichung seines heissen Wunsches zu er-

*) Bekanntlich ging diese „Anregung“ von Jacobson selbst aus. S. seine „Briefe an Fachgenossen“ (Königsberg 1894) und seine daselbst abgedruckten drei Broschüren zur Reform des Universitäts-Unterrichts.

leben, nicht beschieden, die müden Augen zu schliessen mit der Zuversicht, eine bessere Zukunft vorbereitet zu haben. —

Meine Herren Commilitonen! An dem endlichen Siege unserer guten Sache habe ich, wenn auch in 20 Jahren manches dunkle Gewölk am Horizonte auftauchte, nie gezweifelt, — ja es gab Momente, in denen eine Stunde hohen Glücks mir lebhaft vor Augen stand, dann sah ich den grossen Meister zur Einweihung unserer Klinik die Catheder besteigen, ich sah wie er Sie Alle durch die überwältigende Macht seines Genius, durch die zündende Gewalt seiner Rede für Ihren Beruf begeisterte, und ich gelobte ihm, alle meine Kräfte aufzubieten, um seiner nicht unwürdig zu werden.

Seit sieben Jahren habe ich auf die Verwirklichung dieses schönen Traumes verzichten müssen; anstatt der lebendigen Gestalt habe ich Ihnen nur ein schwaches, unvollkommenes Erinnerungsbild vorgeführt: das ist Alles, was ich Ihnen am heutigen Festtage als Ersatz für den uns durch den Tod Ent-rissenen bieten kann.

Sie selbst aber werden dieses Bild in sich um so mehr vervollständigen, je mehr Sie durch das Studium seiner Werke seinem Geiste, seinem wahren Wesen näher treten. Möchte sein Bild für alle Zeiten der Leitstern derjenigen sein, die als Lehrende oder Lernende sich in diesen Räumen versammeln! Dann wird die erste ophthalmologische Klinik der alma mater Albertina zum Ruhme, der Wissenschaft zur Förderung, der Menschheit zum Segen gereichen.

[Aus „Mittheilungen aus der Königsberger
Universitäts-Augenklinik“. Berlin 1880.]

Der schöpferische Geist, dessen reformatorische Kraft die Ophthalmologie zu ihrer heutigen, allen klinischen Disciplinen unbestritten gleich berechtigten Stellung erhoben, hatte ausgeathmet, — die Stimme des begeisterten Lehrers, der von seinem unerschöpflichen Reichthum auszustreuen nie müde

wurde, war erloschen, — Albrecht von Graefe hatte ein kurzes segensreiches Leben, das, wie kaum ein zweites, dem Menschenwohle und der Wissenschaft gleichmässig gewidmet war, beendet, — als der Ophthalmologie, auf deren Boden durch die leuchtende und fördernde Macht seines Genies eine ungeahnte Fülle lebensfähiger Früchte gereift war, an allen preussischen Hochschulen die äusseren Mittel zur selbstständigen Entwicklung gewährt wurden.

Der neue Leiter des Cultus-Ministeriums bewilligte den Manen des Dahingeschiedenen, was seine Vorgänger dem Lebenden verweigert hatten: von den unberechenbaren Zufällen vorübergehender Geistesrichtungen und Interessen unabhängig hat die Ophthalmologie in Universitäts-Kliniken dauernde Pflegestätten erhalten, deren alleiniger Zweck, die Kultur und Verbreitung der Wissenschaft, um so vollkommener erreicht werden wird, je ernster die Leiter der Anstalten bestrebt bleiben, sich dem Ideale des grossen Klinikers und Lehrers, das bei Allen noch in frischer Erinnerung fortlebt und aus seinen Werken zu uns spricht, nach Kräften zu nähern.

Es hat mir nicht unpassend geschienen, dem ersten Berichte, den ich über die Leistungen der am 3. Mai 1877 in Königsberg eröffneten Universitäts-Klinik erstatte, eine Uebersicht über die neuere Entwicklung derjenigen Lehre voranzugehen zu lassen, welche für sich allein genügt hätte, dem Namen Graefe die Unsterblichkeit zu sichern: denn wie viel auch auf dem Gebiete „der glaucomatösen Krankheitsprocesse“ der Aufklärung und Entscheidung noch harren mag, kaum dürfte sich an einem anderen Probleme unserer Wissenschaft die treibende Macht Bahn brechender Gedanken, kaum an einem anderen der Entwicklungsgang des klinischen Meisters gegenüber einer der schwierigsten Fragen deutlicher erkennen lassen.

Von der originellen Art, in der Graefe klinische Aufgaben erfasste, von der Schärfe seiner Beobachtung, von der Fülle anregender Gedanken, die sich auf jeder Seite seiner Schriften wie beiläufig eingestreut finden, soll und kann diese Abhandlung ein Bild nicht entwerfen. Ein solches würde sich in den engen Rahmen der beabsichtigten Special-Untersuchung nicht einfügen, es würde zudem für viele Zeitgenossen, die

Graefe's Vorträge und die Entstehung seiner Schriften erlebt haben, schattenhaft und leblos ausfallen gegenüber der lebendigen Erinnerung, die ihnen geblieben. Nur einige Andeutungen darüber, von welchem Gesichtspunkte aus Graefe's Arbeiten beurtheilt sein wollen, dürften für diejenigen, die der Entwicklung der Ophthalmologie seit 1854, dem Geburtsjahre des Archivs, weniger streng gefolgt sind, vielleicht nicht überflüssig erscheinen.

Schon bei dem ersten oberflächlichen Blicke auf den Inhalt der Untersuchungen vermissen wir den Frosch und das Kaninchen, diese fast unentbehrlich gewordenen Leidensgefährten medicinischer Schriftsteller und Leser, wir vermissen die rein physicalischen und chemischen Arbeiten der Laboratorien, keine Tabellen und keine Kurven unterbrechen den continuirlich fortlaufenden Text, keine historischen Einleitungen und keine Zusammenstellung fremder Kasuistik helfen kleinen Originalarbeiten zu grossem Umfange, — selbst Gebiete, deren Bearbeitung als naturwissenschaftliche oder wohl auch schlechtweg als wissenschaftliche bevorzugt zu werden pflegt gegenüber rein practisch-klinischen Bemühungen, werden, wiewohl Graefe sie, wie wenige Kliniker beherrschte, nur vorübergehend, und so weit sie als Mittel zum Zwecke dienen müssen, gestreift. Der Zweck aller seiner Arbeiten aber ist Verständniss und Heilung der Krankheiten, — die Mittel, die vor allen anderen gebraucht werden, sind scharfe Beobachtung und Combination.

Naturgetreue Auffassung des Krankheitsbildes in seinem ganzen Verlaufe, genaue Untersuchung der einzelnen Symptome zum Verständniss ihrer Bedeutung und der ihnen zu Grunde liegenden, materiellen Störungen, scharfe Trennung des Wesentlichen vom Accidentellen, Zusammenfassen des Zusammengehörigen zu einem auf pathologisch-anatomische Veränderungen beziehbaren, einheitlichen Krankheitsbegriffe, Erforschung der Aetiologie auf der Basis einer umfangreichen Statistik, Bekämpfung des ätiologischen Momentes und der consecutiven Organ-Veränderungen — das sind die Probleme, deren Lösung auf den schwierigsten und dunkelsten Gebieten immer von Neuem und im Zusammenhange mit einander unternommen wird.

Was ihn auf dem eingeschlagenen Wege unablässig vorwärts trieb, war der stets auf das Grosse und Allgemeine ge-

richtete Blick, die volle und ausschliessliche Hingebung an seinen reformatorischen Beruf für das Ganze der Disciplin, die rastlos producirende Kraft des Genies, die ihn bei Détail-Untersuchungen nicht länger verweilen liess, als zur Förderung eines höheren Zweckes nöthig war, — und wie viel auf diesem heute wenig betretenen Wege für die Wissenschaft gewonnen werden kann, dafür legen alle Theile der Ophthalmologie, denen er mehr als vorübergehend seine Kraft zugewandt, ein beredtes Zeugniss ab.

Aber nicht nur um dem Inhalte, auch um der Form seiner Schriften gerecht zu werden, mag man noch einen Augenblick bei seiner Person und der Art seines Arbeitens verweilen! Wer den einzig und ausschliesslich seinem Berufe lebenden Arzt gesehen, wer seine freien an Krankheitsfälle anknüpfenden Vorträge erlebt, wer die aus reichem Quelle stets gegenwärtiger Kenntnisse und Erfahrungen sich unablässig von Neuem erzeugenden Combinationen verfolgt, wer aus seinem verschwenderischen Mittheilungsdrange Belehrung und Genuss geschöpft hat, — dem steht in allen Schriften das Ideal des Universitätslehrers, des für Reform und Ausbreitung der Ophthalmologie begeisterten Meisters lebendig vor Augen. Klinisches Forschen, Helfen und Lehren war sein Leben, sein Arbeiten. Was davon zu Papier gebracht ist, trägt nicht die strenge Form ernster, schwerer Gelehrtenarbeit, — es vereint das reiche Wissen und das klare Auge des beobachtenden Naturforschers mit der Inspiration des künstlerischen Genius, der zu seinem über alle Länder ausgebreiteten Schülerkreise spricht oder, wie er sich auszudrücken pflegte, der ihnen über sein Denken und Handeln Rechenschaft ablegt. Als Rechenschaftsberichte über die Fortschritte seiner eigenen Erkenntniss auf Gebieten der Wissenschaft, die ihrem Wesen nach dunkel, der Therapie unzugänglich waren, hat er den Fachgenossen seine Schriften fast in derselben Form übergeben, in der er zu dem kleinen Kreis seiner Zuhörer zu sprechen pflegte. Selbst was wir heute als unfertig oder irrthümlich erkennen, war dem Geiste der Zeit, in der es entstanden, weit voraus; denn — abgesehen von Donder's klassischem, Grund legenden Werke über die Anomalien der Refraction und Accomodation und vereinzelt Untersuchungen anderer Zeitgenossen — fällt die Entwicklung der Ophthal-

mologie in den Jahren 1854—70 zusammen mit der Reifung seiner wissenschaftlichen Ueberzeugungen. An dem rapiden Aufschwunge, den unsere Disciplin in dieser kurzen Zeit genommen, haben wir das Maass für die Grösse seines Genies, für die Grösse des Verlustes, den Menschheit und Wissenschaft durch seinen frühen Tod erlitten.

[Aus „Albrecht von Graefe's Verdienste um die neuere Ophthalmologie“. Berlin 1885.]

Das Bild des Genies, so weit es ohne einen Einblick in seine Werkstatt gewonnen werden kann, enthüllt sich um so reiner und treffender aus seinen Schöpfungen, je unmittelbarer diese in der ursprünglichen Gestalt, die ihnen der Meister gegeben, auf uns wirken.

Immer werden deshalb spätere Generationen, um aus der Litteratur das geistige Wesen des ausserordentlichen Mannes zu erkennen, welcher in einem Alter, in dem wir Anderen mit Zagen die ersten selbstständigen Schritte als Praktiker oder Schriftsteller zu wagen pflegen, schon der Reformator der Augenheilkunde geworden war, sich in das Studium seiner Originalarbeiten versenken müssen. Ihnen soll diese kleine Schrift, wenn einmal einer thörichten, selbstsüchtigen Zeit das Bewusstsein ihres Zusammenhanges mit der Vergangenheit abhanden kommen sollte, zeigen, auf wen der grossartige Aufschwung, den die Ophthalmologie im Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts genommen, zurückzuführen ist.

Den Zeitgenossen gegenüber muss mich die Absicht, ihnen von dem Umfange der Schätze, die Graefe uns hinterlassen, in gedrängter Kürze eine richtige Vorstellung zu verschaffen, entschuldigen, wenn ich vieles in der Form Vollendete verstümmelt wiedergegeben und den Autor nur äusserst selten mit seinen eigenen Worten citirt habe. Durch eine vom Originale abweichende Anordnung des Stoffes nämlich hoffte ich der

leichteren Orientirung über jeden einzelnen Theil unserer Wissenschaft, an dessen Entwicklung Graefe thätigen Antheil genommen, zu Hülfe zu kommen, die leitenden Gedanken klarer hervortreten zu lassen, indem ich alles mit dem eigentlichen Thema nur lose Zusammenhängende eliminirte, um es bei anderer Gelegenheit an einem passenderen Orte wieder erscheinen zu lassen. —

Dass die Aussicht auf diese möglichen Wirkungen nicht allein den Impuls zu der vorliegenden Schrift gegeben, will ich keineswegs in Abrede stellen, vielmehr empfand ich die Nothwendigkeit, dass ein möglichst vollständiges Bild des genialen Reformators für Alle, denen das Glück, von ihm unmittelbar zu lernen, nicht zu Theil geworden war, geschaffen werde, als eine seinen Schülern und Zeitgenossen obliegende Pflicht der Pietät die zu erfüllen ich lange gezögert habe, um Berufeneren den Vortritt einzuräumen.

Inzwischen sind bald 15 Jahre vergangen, seit das Grab sich über ihm geschlossen. Einer seiner ältesten Freunde, Eduard Michaelis, hat eine objective, historische Skizze seines äusseren Lebens und seiner wissenschaftlichen Leistungen gegeben, im Uebrigen sind wir auf kleine Denkschriften und Denkreden, unter denen ich die aus warmem Herzen entsprossenen, begeisterten Worte E. Meyers am Einweihungstage des Standbildes gern hervorhebe, fast allein angewiesen. Aus der Zahl der gedruckten Nekrologe wüsste ich keinen, der erfüllte, was zu erwarten wir berechtigt sind, uns ein annähernd getreues Bild des Verstorbenen zu geben, wohl aber manche, die unserer Litteratur nicht zur Ehre gereichen. Blieb es uns doch nicht erspart zu lesen, dass aus Brücke, Desmarres, Helmholtz und Anderen ein Graefe mit einer gewissen Nothwendigkeit entstehen musste, dass so Manches, was Graefe für sein Eigenthum ausgegeben und seine Schüler auf ihn zurückgeführt haben, aus fremdem Besitze entlehnt worden sei: So wenig wussten ophthalmologische Scribenten zwischen der wunderbaren, originellen Production des Genies und den äusseren Einflüssen, unter denen es sich entwickelt hatte, zu unterscheiden!

Noch ist unser Wunsch, das skizzenhafte Bild, das wir Michaelis verdanken, durch Mittheilungen aus Graefe's intimem Verkehr und aus seinem überaus reichhaltigen Briefwechsel ver-

vollständig und belebt zu sehen, unerfüllt geblieben, noch hat sich keine Stimme vernehmen lassen, die der genialen Art seines Schaffens, der hinreissenden Wirkung seines Vortrages, der originellen Methode seines Unterrichts nach allen Seiten gerecht geworden wäre, wenn auch mancher charakteristische Zug seines Wesens der Geschichte überliefert worden ist. So werthlos solch kleine Züge für die Auffassung seiner Bedeutung als Gelehrter und Schriftsteller sein mögen, so brauchbar können sie sich erweisen für die Zeichnung des humanen Arztes, des scharfsinnigen Klinikers, des begeisternden Lehrers.

Es wäre schon für eine, wenn auch nicht ihm ebenbürtige, so doch verwandte Seele keine der Mühe unwerthe Arbeit, das Bild des grossen Meisters, dem sich Wenige, ohne dauernd an ihn gefesselt zu werden, genähert haben, für alle Zeiten in seiner Eigenart und Totalität zu fixiren, aber die Zahl derer, welche die Einwirkung seiner Persönlichkeit empfunden, wird immer kleiner, und unter ihnen mag diesem das volle Verständniss für die so wunderbar vielseitig begabte Natur, jenem die Gabe der künstlerischen Darstellung abgehen, ohne welche das Wort so wenig, als der Pinsel und Meissel, ausreicht, den lebenden und schaffenden Geist im Bilde zu gestalten. —

Der Verfasser dieser Schrift fühlt sich, so ungeschwächt lebendig auch die Erscheinung seines unvergleichlichen und unvergesslichen Lehrers noch vor seinen Augen steht, solcher Aufgabe nicht gewachsen, er beschränkt sich deshalb darauf, aus den reichen Wissensschätzen, die der Verstorbene all seinen Berufsgenossen als Gemeingut hinterlassen, nachzuweisen, warum die unparteiische Geschichte der Medicin dem Namen Graefe unter den hervorragendsten, klinischen Reformatoren einen Ehrenplatz nicht wird versagen dürfen. —

Wer Graefe's Schriften zu sammeln unternimmt, stösst auf keine äusseren Schwierigkeiten. Ausser einigen, zum Theil von ihm selbst verfassten, zum Theil nach seinen Vorträgen von Anderen ausgearbeiteten Abhandlungen in Zehender's Monatsblättern, denen sich Zeitungsartikel von geringem Umfange in der Deutschen Klinik, der Clinique européenne und wenige Monographien anschliessen, finden wir den ganzen Schatz seiner wissenschaftlichen Productivität über die ersten 16 Bände des Archivs, in denen wir uns, Dank Wurm's und Niden's vor-

trefflichen Wortverzeichnissen gut orientiren können, ausgebreitet.

Als die erste Lieferung erschien, war der Name Graefe schon einige Jahre ruhmreich genannt worden. Zahlreiche Kranke wussten von dem sorgsamem, geschickten, jungen Arzte und seinen glänzenden Kuren nicht genug Erstaunliches zu berichten, eine kleine Schaar von Collegen verschiedener Nationalitäten war nach Berlin geeilt, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, dass diesmal die vox populi mit natürlichem Instincte das Rechte getroffen. Das im Allgemeinen begründete Misstrauen, mit dem die durch eigene oder fremde Reclame ausserhalb der Facultäten schnell emporschiessenden Wunder-Doctoren der Residenz mit Recht angesehen werden, wurde durch Graefe's einfache, prunklose Erscheinung, durch seine scharfe Analyse jedes Symptoms, durch seinen, wenn auch streng an den Einzelfall gebundenen, doch nach allen Hülfswissenschaften ausgreifenden, glänzenden Vortrag sofort entwaffnet. Man begriff, dass am wissenschaftlichen Horizonte ein seine eigene Bahn wandelnder Stern aufgegangen war, und sah der Zukunft mit gespannter Erwartung entgegen.

Da legte der sechsundzwanzigjährige Arzt, der kaum sechs Jahre vorher seine Examina bestanden, dem staunenden, medicinischen Publikum die Früchte seiner practischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Studien vor und eroberte im Sturm die Führerschaft fast aller, sich ihm freiwillig unterordnenden Ophthalmologen. Von der ca. 30 Bogen starken, ersten Lieferung des Archivs gehören fünf seinen Mitarbeitern, fünfundzwanzig waren sein eigenes Werk; mit ihrem Erscheinen hörten die nationalen Verschiedenheiten der ophthalmologischen Lehre auf, an ihrer Stelle feierte die Graefe'sche Schule und Methode ihren Einzug überall, wo der Cultur der Augenheilkunde ein Heerd bereitet, und die Fähigkeit, alte ausgetretene Pfade zu verlassen, noch nicht ganz erloschen war.

Schon die erste Abhandlung über die Wirkung der Musculi obliqui zeigte, dass neben den genialen Köpfen, die damals ihre Thätigkeit auf das Gebiet der (sit venia verbo) ophthalmologischen Hülfswissenschaften concentrirten, neben Brücke, Helmholtz, Donders, H. Müller ein neues, ebenbürtiges Phänomen aufgetaucht war, aber weit mehr noch, als jene classische

Untersuchung, die in einer an hervorragenden Geistesarbeiten überreichen Zeit kaum ihrem Werthe nach gewürdigt wurde, erregte die ganze Lieferung das Erstaunen aller älteren Fachgenossen durch die Summe der fast auf allen Gebieten der Ophthalmologie erworbenen, practischen Erfahrungen, für welche ein Menschenalter kaum auszureichen schien, durch die Erweiterung und Aufklärung der Symptome, die Motivirung der Prognosen, die Sicherheit therapeutischer Indicationen.

Das waren nicht nur Errungenschaften auf der Basis der damals kaum hinlänglich ausgebildeten, ophthalmoskopischen Untersuchung, nicht Anwendungen neuer, anatomischer und physiologischer Thatsachen auf die Beurtheilung und Behandlung pathologischer Abweichungen, vielmehr handelte es sich meistens um allbekannte Krankheitsprocesse, die plötzlich von tiefer eindringenden Augen beobachtet, von einem schärfer trennenden und combinirenden Verstande beurtheilt in neuen Bildern erschienen. Eine originelle Geisteskraft hatte sich das Verständniss der pathologischen Vorgänge und ihre Heilung zur Aufgabe gestellt, eine Geisteskraft, von der nach den so eben abgelegten Proben kurzer practischer und wissenschaftlicher Thätigkeit Ausserordentliches zu erwarten war: das war der Eindruck, der sich allen Zeitgenossen Graefe's nach dem Erscheinen der ersten Lieferung des Archivs mit zwingender Gewissheit aufdrängte.

Da nach dem Umfange der ersten Arbeiten so wenig die Kraft, als nach ihrem Inhalte die Originalität seiner Productivität in Zweifel gezogen werden konnte, schien uns das unter seiner Leitung entstandene Archiv bestimmt, eine neue glänzende Aera der Ophthalmologie zu inauguriren. In dieser Hoffnung sind wir nie getäuscht worden, wenn auch die äussere Form des Archivs schon mit der zweiten Lieferung eine Aenderung dadurch erfuhr, dass auf Graefe's Wunsch seine Freunde Donders und Arlt in die Redaction eintraten. Man muss einerseits Graefe's excessive Bescheidenheit und Unterschätzung eigener Leistungen, andererseits seinen glühenden Eifer für die Cultur der Ophthalmologie, die er als seine eigentliche und ausschliessliche Lebensaufgabe ansah, gekannt haben, um es verständlich zu finden, dass er sofort nach dem ersten grossen wissenschaftlichen Erfolge diejenigen unter seinen Fachgenossen,

von deren Leistungsfähigkeit er das Höchste erwartete, für die gemeinschaftliche Arbeit an der Erfüllung seines hohen Lebensberufes zu gewinnen und zu fesseln suchte. Beide werden es mir nicht verargen, wenn ich trotz grösster Hochachtung vor ihren Verdiensten um unsere Wissenschaft die Ueberzeugung ausspreche, dass Graefe bis zu seinem Tode den Löwenantheil an den wissenschaftlichen und Redactions - Arbeiten für das Archiv getragen hat, als glänzendes Vorbild für seinen um die fernere Bedeutung des Archivs hoch verdienten Nachfolger. —

Die leichte Uebersichtlichkeit des grossen Materiales, das ich in gedrängter Kürze dem Leser vorzuführen gedenke (im Ganzen zwischen 150 und 200 Druckbogen, von denen ca. 150 im Archiv), legt einige Conjecturen über Graefe's Art zu arbeiten und über seinen schriftstellerischen Entwicklungsgang gar zu nahe, als dass ich der Versuchung, ihnen unter aller Reservatio einen bescheidenen Platz einzuräumen, sollte widerstehen können.

Graefe's schriftstellerische Thätigkeit war von der Gründung des Archivs an bis zu seinem Tode, so weit die tückische Tuberkulose nicht hemmend wirkte, eine continuirliche, kein Jahrgang ist ohne einen Beitrag von ihm erschienen; wenn seine Productivität gelähmt scheint, sind die Körperkräfte (meist durch Pleuritiden) zu sehr consumirt, um für anhaltendes Schreiben oder Dictiren auszureichen, aber wie er, später körperlich gebrochen, oft mit tonloser Stimme all seine Energie aufraffte, um den kleinen Kreis der um ihn versammelten Schüler an seinen Wissensschätzen Antheil nehmen zu lassen, so hielt er es, um seine Worte zu brauchen, allen Fachgenossen gegenüber für Pflicht, über die Erträge seiner Arbeit wenigstens jährlich einmal öffentlich Rechenschaft abzulegen.

Wenn auch durch lange fortgesetzten Gebrauch subcutaner Morphinum-Injectionen beeinflusst, scheint der Geist seine volle Schärfe noch gehabt zu haben, als der Körper nur noch in vorübergehenden, günstigen Momenten für die gewohnte Alltagsbeschäftigung ausreichte. Die letzte Glaucom-Arbeit im 15. Bande verräth keine Schwäche des Beobachtens und der Combination, aber die Ausdauer und Intensität der ersten Arbeitskraft hatte viel früher schon nachgelassen. Die geradezu erstaunliche, auf

sämmtlichen Gebieten unseres Faches schaffende Kraft, welche die erste Archiv-Lieferung erzeugte, erscheint in den drei folgenden Bänden noch unerschöpflich, bald aber vermessen wir die „kleinen Mittheilungen“, wahre Musterstücke feiner, klinischer Analyse, geniale, durch irgend einen sich zufällig darbietenden, exceptionellen Fall angeregte Impromptus mit aufklärenden Streifzügen in bis dahin unerforschte Gebiete. Noch einmal wird im 6. Bande der Versuch gemacht, die rein klinische Casuistik in Gemeinschaft mit dem damaligen, pathologisch-anatomischen Assistenten Schweigger auf andere Weise zu fördern, aber nach Ablauf des Jahres ist er aufgegeben, um nicht wieder aufgenommen zu werden. Auch der 12. Band giebt gleichsam als Entschädigung für seinen Vorgänger in alter Art eine reiche Ausbeute an klinischen Schätzen, aber die Ausdehnung des Forschungsgebietes wird immer kleiner, einzelne Fragen, einzelne Aufgaben, die allmählig ihrer Lösung in der rationalen Heilung bis dahin unheilbarer Krankheiten entgegenreifen, nehmen Graefe's ganze Productionskraft in Anspruch, der Geist, dessen schöpferische Unruhe kein im fortwährenden Wechsel der klinischen Erscheinungen sich darbietendes Problem unberührt lassen konnte, scheint in der Concentrirung auf wenige Probleme seine volle Befriedigung gefunden zu haben.

Es soll hier keine Apotheose Graefe's geschrieben, nicht behauptet werden, durch Beschränkung auf ein kleines Gebiet hätten seine Arbeiten an Tiefe gewonnen, was sie an Vielseitigkeit verloren. Gerade Band 1—4 enthält Meisterwerke ersten Ranges, die weder von ihm selbst, noch von einem Kliniker übertroffen worden sind: wir kommen auf dieselben später zurück. Die Fähigkeit, mustergültige, originelle Werke zu schaffen, hat Graefe mit den Genies aller Zeiten gemeinsam vom Anfang bis zum Ende seiner schriftstellerischen Thätigkeit in vollstem Maasse besessen, den unermüdlichen, nach allen Richtungen ausschauenden Forschungstrieb und die Elasticität, auf den Reiz jeder neuen pathologischen Erscheinung productiv zu reagiren, hat eine heimtückische, seine Kräfte allmählig consumirende Krankheit, der er bis zum letzten Augenblicke heroischen Widerstand leistete, geschwächt und gebrochen. —

Es ist bekannt, dass Graefe seine Abhandlungen fast ausschliesslich dictirt hat, die grösseren in seiner immer zu

arbeitsvollen Ferienruhe, die kleineren in unmittelbarem Anschluss an klinische Ergebnisse. Meiner Meinung nach dürfte es nicht schwer halten, die Entstehungsart der einzelnen Schriften nachträglich zu erkennen: auf der einen Seite die inductiv aus grossen Erfahrungsreihen oder deductiv aus physiologischen Grundlehren abgeleiteten Lösungen bestimmt gestellter Aufgaben bis in ihre letzten Consequenzen, — auf der anderen die feinen, scharfsinnigen Analysen beliebiger Symptomen-complexe, jedes Symptom der Ausgangspunkt geistvoller, vielseitig abschweifender Combinationen von allgemein ophthalmologischem Interesse. In beiden grundverschiedenen Untersuchungs- und Darstellungs-Arten finden wir Graefe als Meister. Er hat den Vergleich mit keinem systematisch, streng folgerichtig fortschreitenden deutschen Gelehrten, mit keinem an Combinationen und glücklichen Einfällen reichen, französischen Esprit zu scheuen. Der Referent befindet sich seinen Original-Schöpfungen gegenüber in einer traurigen Lage, er muss, wenn er nicht immer verbotenus citiren will, die schöne Form zerstören, ohne sie annähernd ersetzen zu können, er muss viele Abschweifungen, welche der Darstellung einen besonderen Reiz verleihen, kürzen oder abschneiden und mit dem armseligen Troste des offenen Bekenntnisses an seine Leser, dass sie aus dem Referate nur einen sehr schwachen Begriff von den Vorzügen des Originals bekommen können, sich bescheiden. —

Eine weitere Schwierigkeit erwächst dem Referenten aus der Ordnung des Materials. Es umfasst ca. 150 Abhandlungen auf ungefähr eben so viel Druckbogen, vieles Zusammengehörige, das durch ganze Jahrgänge getrennt ist, viele Wiederholungen, Berichtigungen eigener Irrthümer, viele Abschweifungen, für die sich eine Anknüpfung erst nach Jahren findet. Bestimmte Gesichtspunkte für die Ordnung des Materials sind in der Natur desselben nicht gegeben.

Unter diesen Umständen habe ich mich allein durch den Zweck dieser Schrift bestimmen lassen. Ich wollte die Erinnerung an den Schriftsteller Graefe dadurch lebendig erhalten, dass ich — nothgedrungen von der Form abstrahirend — einen Einblick in den Umfang, den Inhalt seiner Werke und seine Arbeitsmethode erleichterte. Letztere glaubte ich am besten veranschaulichen zu können, wenn ich die Schriften gleichen

Charakters zusammenstellte. So zeigt jede Gruppe für sich wenigstens, welche Methode der Bearbeitung Graefe mit Rücksicht auf einen bestimmten Zweck für die richtigste oder für die unter gegebenen Verhältnissen ausführbarste gehalten, und was er mit seiner Art der Darstellung erreicht hat, alle zusammen können von dem Umfange und Inhalte seiner Werke sowohl, als auch von seiner Meisterschaft, verschiedenen Aufgaben in verschiedener Art gerecht zu werden, eine Vorstellung schaffen.

Dass sich nicht jede Einzelarbeit genau dem Character einer Gruppe einfügt, dass also doch mit Willkürlichkeit geordnet werden musste, darf nicht ausdrücklich hervorgehoben werden. Sollen wir nachträglich ein Schema finden, während sicher niemals ein Schriftsteller ferner davon, als Graefe, gewesen ist, nach einem Schema zu arbeiten? Ich fürchte, ich werde es wenig Lesern recht machen und muss schon um Nachsicht bitten mit der Versicherung, dass ich bei dem Ordnen einzelner Fälle unter den verschiedenen, nicht Ausschlag gebenden Gründen pro und contra den besten zu finden wenigstens redlich bemüht gewesen bin. —

In Graefe's Hand gestaltet sich der unbedeutendste, einzelne Fall zu einer durch scharfe Beobachtung genau analysirten Thatsache, vermittels deren Fragen von allgemein wissenschaftlicher Bedeutung ihrer Lösung näher gerückt werden. Nur dann scheint er sich mit der rein descriptiven Darstellung zu begnügen, wenn es sich darum handelt, Krankheitsbildern, die oft genug von seinen Vorgängern und Zeitgenossen gesehen waren, ohne in ihrer Eigenart verstanden zu werden, als Repräsentanten einer neuen Krankheits-Species ihre Stellung im pathologischen System zu schaffen.

Bei weitem die meisten kleinen Abhandlungen bergen unter dem Gewande der beobachteten Erscheinungen eine Fülle auf weite Gebiete bezüglicher, klärender Ideen, von welcher der beschränkte Raum eines Referates keinen Begriff geben kann. Weit entfernt, unter die Papierschnitzel, die wir mit den „gesamten Werken“ grosser Autoren in den Kauf nehmen müssen,

zu gehören, sind sie vielmehr kleine Meisterwerke klinischer Beobachtung und Combination, von denen wir selten eines ohne Erweiterung unseres Wissens, ohne Anregung zum Forschen aus der Hand legen.

Aus ihrer Zahl allein mag der Leser sehen, in welchem Umfange Graefe reformirend in unsere Wissenschaft eingegriffen hat. Ueber den Werth der Reform wird er sein Urtheil suspendiren müssen, bis er den Inhalt sämtlicher Abhandlungen in sich aufgenommen und, soweit es geht, ihre Probegültigkeit vor dem Tribunale der Erfahrung geprüft haben wird. —

Die Abhandlung, mit der ich die „kleinen Mittheilungen“ schliesse, zeigt Graefe's hervorragende Fähigkeit, jedes einzelne Symptom zu vollem Verständniss zu bringen, neue Symptome nach eigenen Methoden der Natur zu entlocken, auf das Wesen derselben eine Indicationslehre zu bauen und jeder Indication in all ihren individuellen Varianten bis auf's Kleinste therapeutisch gerecht zu werden. Ich wüsste aus dem Gebiete unserer Gesamtlitteratur nicht Einen, der ihm hierin gleich käme. Bei Gelegenheit des „Strabismus“ werde ich Gelegenheit finden, nochmals auf diese wunderbare klinische Distinctions-Schärfe und Productivität einzugehen.

Bestimmend war für mich die Absicht, zu zeigen, wie unabhängig in Graefe's Meisterhand die Kleinheit einer Aufgabe (Behandlung der myopischen Muskel-Insufficienz) und die Grossartigkeit ihrer Lösung von einander war, wie ein scheinbar unbedeutender, circumscripter Zweck seinem Genie Gelegenheit genug gab, uns im strengen Anschluss an die gestellte Aufgabe nebenbei noch vollkommen neue Lehren zu erschliessen.

Wenn auch selten in so hohem Maasse, finden sich bei vielen der „kleinen Mittheilungen“ ähnliche, von dem Sinne ihrer Ueberschrift mehr weniger seitwärts liegende, Bahn brechende oder abschliessende Erörterungen, welche sämtlich wiederzugeben ohne eine ungebührliche Ausdehnung dieser

Schrift nicht angänglich gewesen wäre. Auf ihre unscheinbare Existenz aufmerksam zu machen, wurde „die Heilung der progressiven Myopie“ als ein eclatantes Beispiel besonders geeignet gefunden; sie soll den Leser darauf hinweisen, wie grosse Schätze unter bescheidenem Titel verborgen Graefe uns hinterlassen, und wie sehr es der Mühe werth ist, seinen Gedankengängen auch in den kleinsten Schriften auf all' ihren unberechenbaren Streifzügen zu folgen.

Wie jede neue Thatsache erfasste Graefe das durch den Spiegel offenbar Gewordene als überaus willkommenes Hilfsmittel, um sich in der Auffassung pathologischer Erscheinungen von der Speculation frei zu machen, um Mögliches gegen Wirkliches einzutauschen, aber sie waren ihm nicht mehr, als Wegweiser für die Erkenntniss der Krankheitsprocesse, deren Ergründung, weit entfernt, durch die ophthalmoskopischen Bilder gegeben zu sein, vielmehr durch sie oft erst angebahnt werden sollte. Der Augenspiegel hat manchen alten Irrthum über den Haufen geworfen, er hat uns manche Diagnose aus dem Bilde direct ablesen gelehrt, aber bei Weitem häufiger hat er neue Räthsel an Stelle der alten gesetzt und dem Kliniker mehr Fragen gestellt, als beantwortet. Wo die neuen Fragen sich erheben, wo es gilt, neue Thatsachen nicht zu constatiren, sondern als nothwendige Folgen auf ihre Ursachen zurückzuführen und mit der Gesammtheit der pathologischen Erscheinungen in Harmonie zu bringen, da ist die Grenze, an der Graefe über seine Zeitgenossen hoch hervorragt und neben den ersten Klinikern aller Zeiten steht. Ich meine in den Abhandlungen über Amblyopie und Amaurose, Embolie, retrobulbäre Neuritis u. a. müsste man es aus jeder Zeile lesen.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, dass gerade diese Arbeiten Manchen verleitet haben, in der Darstellung der damals neuen Hintergrundbilder Graefe's grösste Leistung und folgerichtig in der ersten Bedingung für diese Leistung, der Erfindung des Augenspiegels, die Staffeln zu seinem Ruhme zu erkennen, aber jetzt, nachdem in mehr, als 30 Jahren, das Ophthalmoskop Gemeingut der Mediciner geworden, nachdem

Zeit genug gewesen ist, sich die Frage zu beantworten, warum unter den Vielen, die damals gleichzeitig ihre ganze Kraft ophthalmoskopischen Studien zugewandt haben, wiederum Graefe es ist, dessen klinische Untersuchungen auch auf diesem Gebiete einzig und unerreicht dastehen, — jetzt sollte auch dem Blödesten ein Licht darüber aufgegangen sein, dass er Ruhm und Grösse seiner genialen Beanlagung und nicht der Erfindung des Augenspiegels zu danken hat.

Wir werden sehen, dass Graefe's bedeutendste, wissenschaftliche Leistungen gerade nicht auf dem Gebiete, welches der Augenspiegel beherrscht, zu suchen sind. Nicht nur im Augenhintergrunde war es dunkel, als er sein reformatorisches Werk begann, überall gab es altes Unkraut auszujäten und neue Saaten, die in fast beispielloser Verbreitung schnell Früchte tragen sollten, zu verbreiten. Der Zufall, oder was wir so nennen, mag es gefügt haben, dass er anderen Problemen sein volles Interesse zuwandte. Ihn gerade, der, wie Wenige unter seinen Fachgenossen, Helmholtz' Grösse zu würdigen wusste und neidlos anerkannte, führten seine Intentionen nicht vorzugsweise auf das Feld, auf dessen Bearbeitung damals jeder ophthalmologische Kliniker durch das neu geschaffene Untersuchungsmittel angewiesen zu sein schien, — aber, so oft er dasselbe betrat (und die vorliegenden Arbeiten bezeugen, dass es nicht selten geschah), bewährte sich, dass in seiner Hand auch der Augenspiegel mehr leistete, als in der jedes Anderen.

Vor einer Reihe von Jahren war ich unfreiwilliger Ohrenzeuge, als ein missgestimmter Privatdocent, über seine schlechte Carrière Klage führend, von seinem wohlwollenden Gönner, dem Prof. ordinarius, den Rath erhielt: „Schreiben Sie doch ein Buch!“ Es vergingen nur wenige Monate, da war das Buch fertig, nicht viel später der Professor, der heute in glänzender Stellung gewiss nicht seinen Wohlthäter, aber vielleicht den guten Rath, dem er sein Glück verdankt, vergessen haben wird.

Graefe hat keinen so practischen Freund gehabt, er konnte auch nicht so schnell Bücher schreiben, die traurigen Folgen

blieben nicht aus, man weiss, wie kläglich es um seine Professur bestellt war. *) Wenn man ihn fragte, ob nicht bald ein Lehrbuch zu erwarten sei, pflegte er zu antworten, er fühle sich der Aufgabe nicht gewachsen, und er meinte es ernst; denn er war sich dessen bewusst, dass ihm eine bei dem damaligen Zustande der Ophthalmologie unerlässliche Eigenschaft fehlte, um ein Lehrbuch herzustellen: er konnte nicht abschreiben. Ausserdem widerstand es ihm eben so, sich mit fremden Federn zu schmücken, als (in Kant's Sinne) zu lügen, d. h. für wahr auszugeben, wovon er nicht wusste, ob es wahr sei.

Sehen wir von den beiden letzten, seiner generösen Natur entsprechenden Gründen, die für manchen auf der Höhe der Zeit stehenden Gelehrten nach seinem Tode nicht mehr gegolten, ab und halten wir uns an den ersten, so giebt uns schon der erste Band des Archivs die Lösung des Räthsels. Breiten sich doch die 44 „kleinen Mittheilungen“ über so viele Theile unserer Wissenschaft aus, dass wir uns des Eindrucks nicht erwehren können, er habe überall, wohin er sich umgesehen, Unordnung, überall zu ändern und zu bessern gefunden.

Damit soll kein Stein auf die glänzende, österreichische Ophthalmologen-Schule geworfen sein, gegen deren noch lebenden, hervorragendsten Vertreter er neben der treuen Anhänglichkeit des Freundes sich die Dankbarkeit des Schülers bis an sein Ende bewahrt hat, ebensowenig auf Sichel und Desmarres, deren Verdienste um die französische Ophthalmologie zu rühmen er nie müde wurde, oder auf Bowman, dessen chirurgische Meisterschaft kennen zu lernen er allein der Mühen einer Reise über den Kanal für werth hielt. Aber als die Fesseln der Schulen abgestreift waren, gelangte er zu eigenen Anschauungen und Auffassungen, zu eigenen Gesichtspunkten für die Betrachtung der pathologischen Erscheinungen. Es waren die ersten Lebenszeichen des jungen Reformators, der bald Gegensätze ausgleichen, eingewurzelten Vorurtheilen ein Ende machen und alle wissenschaftliche Köpfe zu gemeinsamer, gleichartiger Arbeit vereinigen sollte.

Das Wunder der schnellen Einigung so vieler, schlecht harmonirender Gelehrten hat sich nach natürlichen Gesetzen

*) Siehe Beilagen.

vollzogen. Sie sollten nicht anstatt eines alten Dogmas ein ebenso wenig bewiesenes, neues sich gefallen lassen, sondern nur durch unbefangene Krankenbeobachtung, genaue Untersuchung des anatomischen und optischen Befundes, eingehende Functionsprüfung an der Hand der neuen physiologischen Lehren von Neuem festzustellen suchen, was ihnen im gegebenen Falle vorlag, ohne sich auf wüste Speculationen über Krasen und Dyscrasien, über allerlei phantastisches Zeug, das sich im Laufe langer Zeiten angesammelt hatte, einzulassen.

Dass die Zeitgenossen mit wenigen Ausnahmen kein Bedenken trugen, alte Vorstellungen von Neuem zu prüfen, gereicht ihnen zur Ehre und zeugt für die Elasticität ihres Geistes, dass sie in Graefe bald ihren Meister erkannten, zeugt für ihr gesundes Urtheil. In ihm vereinigten sich anatomische, physiologische und mathematische Vorkenntnisse, wie sie sich selten ein Ophthalmologe erworben hatte, mit scharfer Beobachtungsgabe und der ersten Bedingung jedes wissenschaftlichen Fortschrittes, mit unbegrenzter Wahrheitsliebe.

Niemals hat ihn eine vorgefasste Meinung bewogen, den Thatsachen Zwang anzuthun, niemals verwerfliche Eitelkeit verleitet, sich therapeutischer Erfolge mit künstlich zugestutzten, statistischen Daten zu rühmen, niemals hat schriftstellerischer Ehrgeiz ihn öffentlich ausgesprochene Irrlehren, wenn er sie als solche erkannt, vertuschen lassen. Immer war er als der Erste bereit, sich selbst zu rectificiren, und die Anzahl der Abhandlungen ist nicht klein, in denen wir an seiner eigenen Hand studiren können, wie allmählig sich seine Ansichten schwierigen Problemen gegenüber per aspera entwickelt und geläutert haben.

Nicht also die geistige Ueberlegenheit allein, auch die Integrität seines Charakters als Schriftsteller war es, die seinen Worten, ehe sie noch einer Controlle durch die Erfahrung unterworfen werden konnten, von vornherein das volle Vertrauen seiner Fachgenossen sicherte. Man wusste, dass Graefe nichts publicirte, als was er selbst geprüft und als richtig erkannt hatte. Weil ihm aber am Anfange seiner practischen und wissenschaftlichen Laufbahn die objectiven Erfahrungsgrundlagen unserer Wissenschaft keineswegs gesichert erschienen, und weil, als er im besten Mannesalter abberufen wurde, nur einige Theile

zum Abschluss gebracht, für andere der Grund gelegt, aber keineswegs das Ganze fertig gestellt war, deshalb hat er uns ein Lehrbuch der Ophthalmologie nicht hinterlassen. Er wollte nicht für wahr ausgehen, wovon er nicht wusste, dass es wahr sei! —

Es ist aber nicht nur die Diagnose und die Schilderung des Verlaufes, in der sich der Meister zeigt. Grade der Theil, den ich oben als den lückenhaften bezeichnen musste, der therapeutische, bringt uns als Zeichen seiner Productivität die bis in's Kleinste individualisirten Vorschriften für die operative Behandlung, die seinen Vorgängern nicht weniger unbekannt waren, als ihre rationelle und empirische Begründung. Sollen wir es als einen Mangel der Special-Untersuchung bezeichnen, dass die medicinische Wissenschaft hinter den hohen Anforderungen, die Graefe an sich stellte, noch zurückgeblieben war? Soweit die besonderen Eigenschaften des Sehorganes eine abweichende, locale Therapie erfordern, ist er es, dem wir das Beste verdanken, die Lücken der allgemeinen Therapie auszufüllen, hat er nicht vermocht. —

Es soll nicht vergessen werden, dass das Spiegelbild der Papille und Heinrich Müller's Bemerkung über Druck-Excavation den ersten Anstoss zu Graefe's Lehre gegeben haben mag, aber von den ersten Anregungen bis zu einer umfassenden Glaucom-Theorie war noch ein weiter Weg, der keinem Zeitgenossen verschlossen war und doch von keinem betreten wurde. Und wiederum war es nicht der neue Gedanke allein, mit dem Graefe plötzlich ein seiner Natur und seinen Grenzen nach unbekanntes Gebiet dem allgemeinen Verständniss zugänglich machte, es war der unwiderstehliche Trieb des schaffenden Geistes, den Gedanken bis in seine letzten Consequenzen durchzuführen und scheinbar Heterogenes zu einer homogenen Gesamtheit zusammen zu fassen.

So gestaltete sich das bisher unter dem Namen Glaucom bekannte „classische Krankheitsbild“ mit leicht entschuldbarer Vernachlässigung einiger trophischer Vorgänge zu einem Complex von Symptomen, die sämmtlich aus einer gemeinschaftlichen Wurzel hervorgewachsen waren, so schloss sich aus dem

ganzen Umfange der Ophthalmologie mit diesem Bilde Alles zu einem Ganzen zusammen, dessen Erscheinungen auf dieselbe Wurzel zurückführten. In dieser Schöpfung, nicht in der Iridectomie trotz ihrer grossen practischen Bedeutung, erkennen wir den klinischen Meister. Wenn ihn auch der Gedanke der Druckverminderung bei all seinen therapeutischen Versuchen nicht verlassen hat, es war doch, wie er uns selbst mittheilt, ein glücklicher Zufall, der ihm an einem durch Pupillarverschluss Erblindeten die Druck vermindernde Wirkung der Iridectomie zeigte. Ein gleicher Zufall hätte auch in dem Kopfe eines andern die nahe liegende Combination, das Glaucom mit der Iridectomie zu bekämpfen, erzeugen können, — aber für die Energie, mit welcher Graefe den einmal gefassten Gedanken verfolgte, für die Kühnheit, mit der er Krankheitsbilder ohne jeden Schein von Aehnlichkeit durch ein einigendes Band zusammenfügte, kenne ich in unserer Wissenschaft kein zweites Beispiel. Dnrch diese Eigenschaften ist er der Begründer der neuen Glaucomlehre geworden, die, wenn etwa einst die Iridectomie durch ein besseres Heilverfahren verdrängt, wenn die Bedeutung manches Symptomes durch die pathologische Anatomie umgedeutet werden sollte, für den grossen Geist, dem sie entsprungen, laut zeugen wird. —

Graefe's reformatorische Thätigkeit kann nicht ohne eine grosse Lücke dargestellt werden, wenn man die Bedeutung seiner Arbeit „über die Grenzen des Gesichtsfeldes bei amblyopischen Affectionen“ in ihrem Einflusse auf die Neugestaltung der physikalischen Untersuchung, dieser Basis aller klinischen Forschung, hervorzuheben unterlässt. Hier gab es eine tabula rasa, als der junge Kliniker, anstatt, wie es gemeinhin geschieht, „vorläufige Mittheilungen über einige Functionsstörungen bei Hintergrundskrankheiten“ zu publiciren, mit einem Schlage eine Perspective über die Gesichtsfeldgrenzen der meisten Hintergrundskrankheiten und Amblyopien eröffnete, auf die Nothwendigkeit, jeden Netzhautort functionell zu bestimmen, hinwies, die physiologischen Grenzen feststellte, die Untersuchungsmethoden entwarf, nachwies, dass Wesen und Prognose gewisser Krankheiten weit deutlicher aus dem peripheren, als aus dem centralen Sehen, erkannt werden, für die

einzelnen Processe die Gesichtsfelder nicht nur beschrieb, sondern sogar aus dem ophthalmoskopischen Befunde ableitete, und, wo der Augenspiegel im Stiche liess, aus der Beschaffenheit des Gesichtsfeldes die Natur der Amblyopien zu bestimmen unternahm. In dem zu bescheiden auftretenden, zu wenig auf seine Wichtigkeit hinweisenden Essay im 2. Bande des Archivs ist für jeden selbstgefälligen, entdeckungssüchtigen Schriftsteller das Material für ein voluminöses Buch und eine wahre Fundgrube unbestrittener Prioritäts-Ansprüche enthalten, — für Graefe, dem, wie aus seinen einleitenden Worten hervorgeht, die Nützlichkeit der Untersuchung keineswegs entgangen war, bedeutete eine Anhäufung neuer Facta nicht viel, er begnügte sich mit Andeutungen und überliess es Anderen, die Sammlung zu vermehren. Mit diesen Andeutungen aber war eine neue Lehre in den Rahmen der Ophthalmologie eingefügt, ohne deren Berücksichtigung wir heutzutage die Beurtheilung der Hintergrundkrankheiten und Amblyopien mit Recht nicht mehr für möglich halten. —

Eine Verständigung darüber, warum ich grade die sechs besprochenen Abhandlungen vor allen anderen hervorgehoben habe, dürfte sich ohne viele Schwierigkeiten erzielen lassen. Mir war es darum zu thun, den Einfluss, den Graefe auf die heutige Gestalt der Ophthalmologie gewonnen, durch Beispiele aus seinen Schriften zu illustriren. Für diesen Zweck schienen mir die Abhandlungen über Diphtheritis, Paralysen, Strabismus, Glaucom und Gesichtsfeld-Anomalien besonders geeignet, weil kaum zu bestreiten ist, dass gerade auf diesen Gebieten seit Graefe's Auftreten die Spuren älterer Zeiten so verwischt oder ausgelöscht sind, als wenn der Ophthalmologie jede historische Entwicklung fehlte.

Es wird nicht bestritten werden können, dass unter den Studien, die Graefe während seiner kurzen, schriftstellerischen Thätigkeit dauernd beschäftigt haben, die ophthalmoskopischen nicht oben anstehen; die Muskel-Paralysen, der Strabismus, die Extractionsfrage, das Glaucom in seinem ganzen Umfange scheinen es vielmehr gewesen zu sein, die immer von Neuem seinem forschenden Geiste Angriffspunkte darboten. Und trotzdem lässt sich leicht nachweisen, dass der grösste Theil

unseres klinischen Besitzes auf dem Gebiete der Augenhintergrundkrankheiten auch wieder auf ihn zurückzuführen ist: das Corpus vitreum, der Cysticercus, die Scleroticochorioiditis posterior, das Glaucom, die Embolie der Central-Arterie, die retrobulbäre Neuritis, die Retinitis centralis recidiva, die Neuroretinitis ascendens und descendens, die Retinitis pigmentosa, zum Theil die Tuberculose der Retina und die Amotio, die mannigfachen Formen der Amblyopien, speciell die Hemiopie und die Anaesthesia retinae und manches Andere kann heute noch mit einigen Ergänzungen und wenigen Abänderungen aus seinen Originalarbeiten studirt werden.

Es zeigt sich hier, was bei den „kleinen Mittheilungen“ von Neuem offenbar werden wird, wie er, ohne systematisch vorzugehen, für alle Theile unserer Wissenschaft — von den Refractions- und Accomodations-Anomalien, die Donders uns geschaffen, abgesehen — durch sein Eintreten bestimmend gewirkt hat. Nur selten hat er sich damit begnügt, vorhandenem Material neues hinzuzufügen, das Gegebene einfach zu erweitern, aber mit genauer beobachtendem und tiefer eindringendem Blick, als seine Vorgänger und Zeitgenossen, mit schärfer sonderndem und combinirendem Verstande den pathologischen Erscheinungen gegenüber tretend hat er uns scheinbar Bekanntes richtig erkennen, aus der Erkenntniss den Weg zur Heilung finden gelehrt, und nicht klein ist die Zahl der Krankheiten, deren wissenschaftliche Geschichte erst mit seinem Namen anhebt.

Es darf nicht auffallen, dass er, der so viel alt eingewurzelte Irrlehren beseitigt, so viel Missverstandenes richtig erkennen gelehrt hat, von wissenschaftlichen Controversen fast verschont geblieben ist. Nur durch einen scharfen, halb sachlichen, halb persönlichen Angriff gegen die lineare Extraction, durch deren Einführung an Stelle des sogenannten Daviel'schen Lappens er mit Recht das traurige Loos der Cataractösen verbessert zu haben glaubte, liess er sich zu einer längeren, separaten Replik bewegen, in seinen wissenschaftlichen Arbeiten werden die Ansichten Anderer selten und niemals zur Verherrlichung seiner eigenen angeführt, wiewohl seine Werke bezeugen, dass es ihm an kritischem Vermögen wahrlich nicht gefehlt hat. Aber es besteht ein Unterschied zwischen der Selbst-

kritik des Producirenden und der Fähigkeit, die Irrlehren Anderer kritisch ad absurdum zu führen. Ob er letztere in höherem Grade nicht besessen, ob er, wie manches productive Genie, durch den überwältigenden Trieb, positiv zu schaffen, von der negirenden, kritischen Richtung des Denkens abgelenkt worden ist, ob er den Nachweis des Irrthums für überflüssig hielt, wo er die Wahrheit mit guten Gründen beweisen konnte, mag unerörtert bleiben. Thatsache ist, dass er, der jede wissenschaftliche Leistung voll anerkannte, jedes Streben mit allen Mitteln förderte und die Verdienste Anderer seinen eigenen gegenüber sicher nie zu gering geschätzt hat, überall reformatorisch eingetreten ist, ohne seine Gegner kritisch zu verkleinern. Es war nicht der richtige Weg, sich dem wissenschaftlichen Publikum in vollem, durch Contrastwirkung erhöhtem Glanze vorzuführen, aber sicher lag seinem bescheidenen Sinne auch keine Absicht ferner, als diese.

Gleich wie der kritischen Abschweifungen hat er sich auch längerer, historischer Uebersichten meistens enthalten. Nur in der ersten Schrift über die alte lineare Extraction und in sehr wenigen anderen finden wir eine vollständige Zusammenstellung derjenigen Autoren, welche eine Frage bis zu seinem Eintreffen vorbereitet haben, an kurzen Hinweisen auf Namen, unter deren Einfluss sein eigenes Denken sich entwickelt hat, fehlt es selten. Keine Mühe kann mehr verloren sein, als die, nachzuspüren, ob vielleicht einer seiner Gedanken schon in früheren Zeiten ausgesprochen worden, wenn damit die Absicht, ihn eines Plagiats zu überführen, verbunden ist. Reich angelegte Naturen pflegen sich nicht mit fremden Federn zu schmücken, aber, wenn die Gelegenheit noch so verlockend gewesen wäre, seine Generosität, sein gerechter Sinn würde sich dagegen empört haben. Wer ihn gekannt, muss wissen, dass er überall, wo fremde Namen nicht erwähnt werden, die Resultate seines eigenen, selbstständigen Denkens gegeben hat, das Verdienst Anderer durch Verschweigen ihrer Namen zu schmälern war er unfähig. Daneben gab es noch entscheidende, äussere Gründe gegen lange Litteraturverzeichnisse, den Zeitmangel und die Form der Publicationen. Wir wissen, dass die kleineren Aufsätze fast in der Form, in der sie ursprünglich entstanden waren, als klinische, durch den Eindruck des grade gegebenen

Krankheitsfalles inspirirte Improvisationen an seine Zuhörer dictirt und dem Drucke übergeben wurden, um vor dem Auditorium sämmtlicher Ophthalmologen die zweite Probe zu bestehen. Wie sie ohne historische Studien als unmittelbarer Ausdruck seiner Stellung zu einer klinischen Frage in's Leben getreten waren, so sollten sie ohne nachträgliche Umschau und Ergänzung aus dem Gedankenkreise Anderer einen regen Meinungsaustausch zwischen ihm und seinen Fachgenossen vermitteln und unterhalten. Damit war ihnen die Form gegeben. Dass es an der Zeit zu genauen, umfassenden, bibliothekarischen Studien fehlte, wird Keiner bezweifeln, der auch nur vorübergehend Zeuge seiner aufreibenden, practischen und Lehr-Thätigkeit war. —

Wir kommen zu den „kleinen Mittheilungen“, deren Menge seinen universellen Einfluss auf die Gestaltung der heutigen Ophthalmologie erklärt. Die bei Weitem überwiegende Mehrzahl fällt in seine ersten Arbeitsjahre, in denen er noch mit vollen Segeln in das unabsehbare Gebiet der pathologischen Erscheinungen hinaussteuerte, überall Halt machend, wo neue Entdeckungen ihn anzogen, wo eine genaue Durchforschung oberflächlich gekannter Punkte lohnende Ausbeute für die Wissenschaft versprach, in eine Zeit, die eine Täuschung über die Leistungsfähigkeit oder Resistenz seines Körpers zuliess, die ihn noch nicht zwang, mit gebrochenen Kräften seine Thätigkeit auf den weiteren Ausbau weniger, begonnener Arbeiten zu beschränken. Die letzten Werke zeigen ihn unverkennbar bemüht, lange Angebahntes zu einem gewissen Abschluss zu bringen, ungefähr in der Mitte finden wir ihn mit therapeutischen Miscellen beschäftigt (Calabar, Aqua chlori, Druckverband, laue Umschläge, hypodermatische Injectionen etc.), für die er sich durch Jahre lange Beobachtungen hinlänglich vorbereitet gehalten haben mag, die erste, glänzendste Zeit zeigt ihn uns am vielseitigsten; scharf in der Diagnose, dem Krankheitsverlaufe in all seinen Phasen folgend, bereit, überall einzugreifen, wo sich Aussichtspunkte für ein rationelles, therapeutisches Handeln eröffnen.

Es ist schon oben angedeutet worden und kann hier nur wiederholt, aber aus Mangel an Raum nicht durch Zergliederung einzelner Beispiele klar gelegt werden, dass grade in den „kleinen

Mittheilungen“ wahre Meisterstücke genauer Beobachtung, lebensvoller, naturgetreuer Darstellung und geistvoller Erklärung enthalten sind; von der Orbita, den Augenlidern und den Thränenorganen bis zur Netzhaut, dem Sehnerven und den intracraniellen Sehorganen ist kein Theil des Auges, an den sie nicht anknüpften, um ihn uns in eigenthümlichen Erscheinungen seines pathologischen Verhaltens vorzuführen. Mit Ausnahme der sehr wenigen Abhandlungen, die seltene Abnormitäten rein descriptiv behandeln, ist kaum eine aufzufinden, die nicht inmitten allgemeiner Betrachtungen, zu denen der gegebene Fall als einzelne Illustration in Beziehung steht, ein klinisches Problem in seiner Lösung förderte oder zum Abschluss brächte. Die Diagnose und Behandlung der Thränensackleiden, die Pilzbildung in den Kanälchen, der Dacryops, die Behandlung der Ptosis, die Tarsoraphie, das En- und Ectropium, der Keratocornus, der Herpes corneae, die neuroparalytische Keratitis, das torpide Geschwür, die Mydriasis, die sympathische Ophthalmie, die Atrophie und die essentielle Phthisis, die Cataracta nigra, die Luxatio lentis, die traumatischen Cataracten, die verschiedenen rein therapeutischen Fragen, die Glaskörperoperationen, die Neurotomie supraorbitalis, die Traumen, die Tumoren, die Myopia in distans, der Orbitalabscess, die Augenleiden bei Morbus Basedowii, Rotz, Cholera, Syphilis (letztere in der „Deutschen Klinik“), — sie alle sind in solchen „kleinen“ oder, besser gesagt, der ganzen Anlage nach nicht erschöpfenden, meist an Einzelfälle anknüpfenden Mittheilungen Gegenstände eingehender Erörterungen geworden.

Vielleicht ginge die Behauptung, dass der Inhalt aller dieser Untersuchungen unmittelbar in die heutige Ophthalmologie übergegangen ist, zu weit, aber sicher ist richtig, dass die wenigsten ohne Einfluss auf unsere Anschauungen geblieben sind, und dass diese Graefe's eigenen, von Vorgängern und Zeitgenossen abweichenden Standpunkt bezeichnen. Darum finden wir in der heutigen Ophthalmologie seine Lehre auf Schritt und Tritt, darum begegnen wir seinem Geiste überall, auch wo sein Name nicht genannt ist, darum hat die junge Wissenschaft noch immer ihren universellen Charakter behalten, wenn es auch an Bemühungen, die alten nationalen Grenzpfähle und Banner wieder aufzurichten, nicht gefehlt hat.

— — Es giebt keine Schule, die nicht behauptete, Graefe habe bei dieser oder jener Gelegenheit an einen ihrer Heroen, dessen persönlichem Einflusse er besondere Anregung verdankte, angeknüpft. Vielleicht hat Keiner mehr, als er selbst, den Werth wissenschaftlichen Meinungs-austausches mit bedeutenden Männern gewürdigt; denn es waren nicht nur Gefühle der Freundschaft und Dankbarkeit, welche seine intimen Beziehungen zu Arlt, Donders, Bowman, Sichel, dem Vater, bis zum Tode ungetrübt und ungeschwächt erhielten. Aber grade in dem geistigen Verkehr hervorragender, eigenartiger Menschen entwickelt sich die Individualität des Einzelnen um so charakteristischer, und so sehen wir durch und trotz ununterbrochenen, wissenschaftlichen Beziehungen zu seinen Lehrern und Freunden Graefe's klinisches Genie sich früh in seiner Eigenart entfalten und befestigen, alle um Aufklärung dunkler Gebiete in unserer Wissenschaft bemühten Kräfte durch die Intensität und Ausbreitung seines Lichtes überstrahlend, alle durch subjective Eigenthümlichkeiten getrennten Schulen zu einer im Dienste der Wahrheit nach exact wissenschaftlicher Methode arbeitenden Gemeinschaft vereinigend.

Ein vollständiges Lehrbuch der Ophthalmopathologie hat er nicht geschrieben. Er selbst vermochte am besten zu beurtheilen, wie weit entfernt er davon war, den ganzen Inhalt unserer Wissenschaft genügend durchdacht, überall fest gegründete Ueberzeugungen gewonnen zu haben, und, wie schon oben bemerkt, er war zu streng gegen sich selbst, um für wahr auszugeben, wovon er nicht wusste, ob es wahr sei. So musste unser Wunsch, von ihm ein Lehrbuch zu erhalten, ein *pium desiderium* bleiben, aber wohin wir unseren Blick auch wenden mögen, auf allen Gebieten unseres Wissens und Forschens — mit Ausschluss der Refractions- und Accomodationslehre — ist die Ophthalmologie auf der Stufe der Vollkommenheit, die sie bis jetzt errungen, ein Monument seines Geistes, ein Buch seiner Lehren geworden.

[Aus „Beiträge zur Pathologie
des Auges“. Leipzig 1885.]

Gehört Graefe auch zu den Propheten, die nach dem Tode im Vaterlande bei ihren Schülern weniger gelten, als zur Zeit, da sie lebten, so haben doch in neidloser Anerkennung seiner Verdienste alle civilisirten Nationen den Ruhm des unerreichten, genialen Begründers einer neuen Ophthalmopathologie durch ihre wissenschaftliche Literatur so unverkürzt erhalten, dass man nicht ohne Befremden wahrnimmt, wie bald nach seinem Tode die Wege verlassen worden sind, auf denen die Zeitgenossen ohne Unterschied der Schulen dem grossen Führer freiwillig gefolgt waren.

Aus principiellen Differenzen kann ich diese auffallende Erscheinung nicht erklären, glaube vielmehr, es sei mit der Person, zu der Alle hinaufschauten, unserer Wissenschaft die Einheit der Bestrebungen verloren gegangen, die weniger einem gemeinsam entworfenen Plane productiver Fachgenossen zu danken war, als vielmehr im Anschlusse an das Vorbild des von Allen gleich bewunderten Führers sich unwillkürlich entwickelt hatte.

Die freiwillige Unterordnung Aller unter die Methode eines jungen Klinikers, dem Nichts ferner lag, als dem jüngsten Anfänger an Stelle eigener Ueberzeugungen irgend ein Dogma aufzuzwingen, zeugt laut für die unwiderstehliche Macht des Genies und für die richtige, gesunde Empfindung einer Zeit, wie sie glänzender in der Geschichte der medicinischen Wissenschaft kaum sich finden dürfte.

In der Zeit der höchsten patriotischen Begeisterung, als jedes persönliche Interesse schwieg, weil die nächste Zukunft über das Schicksal des Vaterlandes, über Leben oder Tod vieler

Tausende entscheiden sollte, hatte die Berliner Bevölkerung einen der Wenigen verloren, die, aus ihr hervorgegangen, als Wohlthäter der Menschheit von allen Nationen gleich verehrt wurden, dessen sich jeder Berliner Fremden gegenüber rühmte, als habe er auch sein Theil zu seiner Grösse beigetragen.

So wunderlich dieser Stolz auch Manchem erscheinen mag, es liegt ihm doch ein schöner Charakterzug, Dankbarkeit und Verständniss für echt menschliche Grösse zu Grunde; das Volk ist stolz auf seine Besten, versetzt sie nach dem Tode unter die frei gewählten Halbgötter, an deren Cultus es sich erhebt, und befestigt durch Tradition die Erinnerung an schöne Handlungen, deren Augenzeugen die Aeltesten waren, deren lebendige Bilder sich mit allen Einzelheiten von den Vätern auf die Söhne fortpflanzen.

Als nach den grossen Siegen die persönlichen Interessen der Einzelnen wieder ihr Recht forderten, als so Mancher für immer entrissen sah, was bis dahin der ganze Stolz und die Freude seines Lebens gewesen, da empfand die ganze Bevölkerung, dass sie während der ersten Kriegsunruhen einen unersetzlichen Verlust erlitten, die Unglücklichen, deren Augenlicht bedroht war, dass der Einzige fehlte, dem Alle vertraut hatten, und, wie es nicht anders sein konnte, weckte die schmerzliche Gegenwart die Erinnerung an vergangene, bessere Zeiten, an Züge aus dem Leben des Verstorbenen.

Was treue Freunde und Schüler in ihrem ersten Schmerze öffentlich geäussert hatten, waren subjektive Empfindungen, aus denen sich ein Lebensbild nicht schaffen liess, — was Collegen in ophthalmologischen Zeitungen an Nekrologen, bei festlichen Gelegenheiten an Reden geliefert hatten, zeigte nur, dass sie Graefe gesehen und gehört, aber — nicht begriffen hatten; denn den Schlüssel zu Graefe's beispiellos schnell über Europa hinaus sich verbreitendem Rufe, zu dem Enthusiasmus seiner Schüler, zu dem unbedingten Vertrauen der Kranken hatte keiner gefunden.

Bei der Unterlassungssünde derjenigen, die sich für berufen und befähigt gehalten haben, als Zeitgenossen dem Historiker Material zu einem Lebensbilde, das den Besseren ein ideales Vorbild war und bleiben wird, zu liefern, während ihre

kleinen Philisterseelen von dem Unterschiede zwischen der sich nie genügenden Ruhelosigkeit des Genies und dem selbstgefälligen Behagen des gut placirten Famulus keine Ahnung haben, mag ich nicht verweilen, — aber die Vertreter einer modernen Richtung, die sich breit macht, weil man sie gewähren lässt, darf ich nicht ignoriren, so ungern ich mich mit ihnen befasse. Es sind die Propheten des „nil admirari“, die von Allem genau wissen, „wie's gemacht wird“, die aus reichen Eltern, kostspieligem Privatunterrichte, häuslichem Verkehr mit grossen Gelehrten, aus guten Connexionen mit Universitäts-Professoren und günstigen, äusseren Constellationen, wie sie sich um die Mitte des Jahrhunderts in der neu geschaffenen Anatomie und Physiologie des Auges und der Erfindung des Ophthalmoskops darboten, das Genie mit seinem unwiderstehlichen Einflusse auf die Menschen mit einer gewissen naturgeschichtlichen Nothwendigkeit entstehen lassen. Sie sollten auf Schritt und Tritt bekämpft werden; denn sie rauben der jüngeren Generation den Glauben an das Höchste, von äusseren Verhältnissen Unabhängige im Menschen, verspotten den schönsten Vorzug der Jugend, die Begeisterung für ideale Vorbilder, das selbstlose Bestreben, ihnen nachzueifern, und erzeugen ein ruheloses, egoistisches Jagen nach äusseren Dingen, die jene gross gemacht haben sollen, in Wirklichkeit aber als winziger Lohn für ein aufopferungsvolles, den höchsten Zielen gewidmetes Leben ihnen zu Theil geworden sind. Man hält es für ein sicheres Zeichen unaufhaltsamen Verfalles, wenn Nationen das Andenken ihrer geistigen Heroen nicht in Ehren halten. Sollte es nicht geboten sein, wenn Bestrebungen, die Wenigen, denen Menschheit und Wissenschaft zu ewigem Danke verpflichtet sind, herabzuziehen, sich an die Oberfläche wagen, den eigennützigen Verächtern unserer Ideale bei Zeiten ihr unsauberes Handwerk zu legen?

Es ist, so viel ich mich erinnere, denjenigen, die mit Vorliebe bei Graefe's günstiger, äusserer Lebenslage verweilen, wenig aufgefallen, dass der Sohn des mit erblichem Adel, Titel und Orden geschmückten, königlichen Leibarztes, des unter den Spitzen der Geistes-Aristokratie hervorragenden Professors und Schriftstellers, das früh seiner Fähigkeiten wegen bewunderte Mitglied einer Familie, deren Verbindungen so manchem talent-

vollen Jünglinge willkommene Hülfsmittel zu dem Ziele eines mühelosen, genussreichen Lebens in eximirter Stellung gewesen wären, sich mit dem bescheidenen Namen und Berufe eines „Specialisten für Augenheilkunde“ begnügte, gleichgiltig, wie kein Zweiter, gegen äussere Ehren und Auszeichnungen, in der Thätigkeit des praktischen Arztes und Lehrers für einen kleinen Kreis von Fachgenossen volle Befriedigung fand und bis zum Tode seinen frei gewählten Lebenszweck, Mitmenschen das bedrohte Augenlicht zu erhalten, das verlorene wieder zu geben, der Nachwelt vollkommenere Waffen gegen die schlimmsten Feinde des Sehorgans zu hinterlassen, in aufreibender Arbeit mit beispielloser Treue unablässig verfolgte. Man wird vergeblich unter Armen und Reichen einen zweiten Augenarzt suchen, der bei so regem Interesse, so grosser Genussfähigkeit für die Schönheiten der Natur, für das Höchste in Kunst und Wissenschaft all sein Denken und Handeln, gleich ihm, ausschliesslich auf seinen Beruf concentrirt hätte, im Kleinen als stets bereiter, unermüdlicher Helfer jedes Nothleidenden, im Grossen als begeisterter und begeisternder Lehrer, der nicht genug Schüler finden konnte, um an allen Früchten, die er durch scharfe Beobachtung, wissenschaftliche Ueberlegung und geniale Inspiration gewonnen hatte, die weitesten Kreise theilnehmen zu lassen.

Das ist der Schlüssel zu den räthselhaften Lehrerfolgen, an deren Erklärung die Weisheit Vieler, die ihn oft gesehen und gehört, aber nie begriffen haben, gescheitert ist. Die Kranken empfanden bald, dass es keinen Zweiten gab, dessen Leben ihrem Wohl und Weh so ausschliesslich gewidmet war, — uns Schülern wurde es in der ersten Stunde klar, dass für die Examina in Graefe's Vorlesungen nichts zu holen war, dass seine hinreissende, natürliche Beredsamkeit uns für eine Mission vorbereitete, in der jeder an seiner Stelle seine Schuldigkeit zu thun, als Theil eines Ganzen zu wirken hätte, mit dessen Seele er in intimer Verbindung blieb, so lange er seinen Beruf nicht verleugnete. — —

Man dürfte kaum irren, wenn man die eigenthümliche Wirkung, die Graefe als Lehrer absichtslos auf seine Schüler ausübte, für eine dem Zwecke des Universitäts-Unterrichtes fernliegende hält. In der That war auch sein Vortrag keines-

wegs das Resultat gereifter Ueberlegungen über die zweckmässigste Form wissenschaftlicher Erziehung, sondern der unmittelbare Ausdruck seiner ärztlichen Individualität, der die Wissenschaft Mittel zum Zweck war. Mit allen Mitteln der Wissenschaft sollte Unglücklichen weit über die Grenzen seines Wirkungskreises hinaus geholfen werden, die Augenzeugen seiner Thätigkeit und Erfolge sollten seine Stellvertreter sein, die Früchte seiner Arbeit den Menschen nach seinem Tode nicht verloren gehen. Dieser Zweck gab seinem Unterrichte etwas Eigenartiges, von allen Beschränktheiten der Person, Schule, Nationalität Freies, über kleinliches, rechthaberisches Gezänke hoch Erhabenes, das sich unwillkürlich seinen Zuhörern, welcher Nationalität sie auch sein mochten, mittheilte. Die „Schulen“, die „nationalen“ Augenheilkunden hörten auf. Man hatte Wichtigeres zu thun, als sich über „Dycrasien, constitutionelle Ophthalmien“ etc. zu streiten, die Wissenschaft barg Schätze genug, deren Verwerthung für den ärztlichen Beruf sich nicht annähernd übersehen liess. Vorläufig galt es, diese Schätze zu heben. Eine wissenschaftliche Pathologie als Mittel zum höchsten Zwecke neu zu schaffen, das und nichts Geringeres war die Aufgabe, die Graefe sich und seinen Schülern stellte. In diesem Sinne bezeichnet sein Unterricht und seine schriftstellerische Thätigkeit, die er nur als eine Erweiterung des ersteren betrachtete, eine neue Aera in der Ophthalmologie.

Wer sich der ersten fünfziger Jahre noch erinnert, weiss, in welcher eigenthümlicher Lage die Ophthalmologie sich damals befand: die anatomischen und physiologischen Reformen waren in lebhaftem Fortschreiten, der Augenspiegel war erfunden, von der alten Pathologie liess sich nur Einiges aus der Operationslehre in seinem damaligen Zustande verwerthen, alles Uebrige war nicht etwa nur durch neue Erfahrungen zu vervollständigen oder aus einer nicht mehr zeitgemässen Ausdrucksweise in eine den neuen Vorstellungen entsprechende zu übersetzen, sondern als ungenau beobachtet oder unrichtigen, anatomischen und physiologischen Ansichten gemäss falsch gedeutet zu verwerfen. Mit neuen Hilfsmitteln genau beobachten, das Beobachtete durchforschen und so den ersten Grund zu

einer wissenschaftlichen Pathologie legen, das war die gewaltige Aufgabe, an der seine Kraft zu messen einen besonderen Reiz für Graefe gehabt haben mag. Die Worte, die mich im Frühjahr 1854 bestimmten, eine Studienreise nach Wien aufzugeben und in Berlin zu bleiben, bekamen für mich bald einen nicht misszuverstehenden Sinn, sie lauteten: „Machen Sie meine klinischen Visiten mit: Abbrechen können Sie, wann Sie wollen, aber Sie werden wohl aushalten; denn ich glaube, wir sind auf gutem Wege.“ Es galt, eine neue Wissenschaft zu begründen, ein Gedanke, dessen Kühnheit Spezialisten, die vor Allem glücklicher als ihre Nachbarn zu curiren bestrebt sind, kaum begreifen werden.

Als ich im September 1854 Berlin verliess und zu meiner grossen Ueberraschung aufgefordert wurde, an dem Archiv, dessen erste Lieferung in wenigen Monaten erscheinen werde, mitzuarbeiten, sprach Graefe sich über seinen Plan bestimmter aus: „wir müssen dafür sorgen, dass das Klinische nicht zu kurz kommt. Natürlich wird jede tüchtige, theoretische Arbeit aufgenommen werden, aber das sind nur Mittel. Unser Zweck ist das Pathologische und muss es bleiben.“ Es war die Sprache des praktischen, um die Wissenschaft verdienten Arztes. Noch präziser in seinem Sinne hätte sie lauten können: „unsere Aufgabe ist, zu helfen. Die wissenschaftliche Pathologie ist das einzige Mittel, unser Ziel zu erreichen, wenn wir nicht dem blinden Zufall vertrauen wollen.“ Die reinen Theoretiker bitte ich, deshalb nicht zu klein von Graefe zu denken. Der Fähigkeit des genialen Arztes, am Krankenbette das Richtige zu finden, wo noch keine Brücke von der Krankheit zur Therapie führt, hat Helmholtz öffentlich seine Bewunderung gezollt, als er sie mit der Inspiration des schaffenden Genies in der Kunst verglich. Graefe's wissenschaftliche Bildung war nicht ein von der Studienzeit mitgebrachtes Capital mit progressiv abnehmender Rente, sondern ein dem Arterienblute ähnlicher, lebhaft circulirender, auf allen Gebieten der Medicin sich ununterbrochen regenerirender Quell seines ärztlichen Handelns. Er unterschätzte den Werth der reinen Wissenschaft nicht, weil er ihre Anwendung zum Wohle der Menschheit zu seinem Lebensberufe gemacht hatte.

Wie er sich den Weg, zu einer wissenschaftlichen Pathologie zu gelangen, gedacht hat, zeigen schon die ersten Bände des Archivs mit den Abhandlungen über „Blennorrhoe und Diphtheritis“, über „Iritis und Iridocyclitis“, über „Anomalien des Gesichtsfeldes bei amblyopischen Affectionen“, über „Glaucom“ und daneben die zahlreichen, in ihrem kleinen Genre vollkommenen „casuistischen Mittheilungen“. Die Grundlage aller dieser Arbeiten ist das genau beobachtete Bild der Krankheit und des Krankheitsverlaufes. Nichts wird als bekannt, als durch die Diagnose gegeben vorausgesetzt, der Symptomcomplex ist das Fundament, auf dem die Pathologie ruht, von der jede pathologische Untersuchung ausgehen muss.

Es galt demnach, vorläufig möglichst viele, nach vollkommeneren Methoden untersuchte Krankheitsbilder, Krankheitsverläufe und, soweit es sich thun liess, Sectionsbefunde zusammen zu tragen. Auch über diesen ersten Schritt hat er sich wiederholentlich mündlich und brieflich geäußert und namentlich bei der Gründung des Archivs betont, dass alles rein Kritische suspendirt werden müsse, bis ein breites Beobachtungsfundament vorhanden sei. Damals, im Jahre 1854/55, war das Archiv unsere erste ophthalmologische Zeitschrift, der bald Zehender's „klinische Monatsblätter“ folgten, — für die Fülle des Stoffes zu wenig Raum, um der Kritik das ihr gebührende Feld abzutreten.

Inzwischen hatte sich die Zahl der Zeitschriften bedeutend vermehrt, die ophthalmologische Literatur fing an, international zu werden, sie hatte, ohne dass man der ersten Aufgabe, typische Krankheitsbilder aufzustellen, merklich näher gekommen wäre, in relativ kurzer Zeit einen nicht unerheblichen Zuwachs an Jahresberichten, Wochenschriften, Revuen etc. erhalten. Mitunter wollte es sogar scheinen, als seien die Differenzen über rein empirische Fragen, über Objecte der Beobachtung, die doch bei ernstem Interesse für die Sache leicht hätten beseitigt werden können, eher im Wachsen, als im Abnehmen.

Ueber diese auffallende Erscheinung haben wir schon seit den ersten sechziger Jahren viel mündlich und schriftlich ver-

handelt. Die Frage war, ob es rathsam sei, aus der schnell anwachsenden Literatur einer Disciplin, die trotz so reger Theilnahme und so vortrefflicher Einzelleistungen im Ganzen den Character einer exakten Wissenschaft vermissen lasse, alle kritischen Bestrebungen auszuschliessen, ob es nicht vielmehr an der Zeit sei, das grosse, von allen Seiten zusammengetragene Material einer kritischen Controlle zu unterwerfen und sich über einen Plan zur Lösung von Problemen, die nur durch gemeinsame Arbeit nach genau festgestellten Methoden zu lösen seien, zu verständigen. Principiell waren wir über die Nothwendigkeit einer streng objectiven Kritik immer derselben Meinung, aber practische Bedenken hielten Graefe zurück, ein neues Element, dessen Auswüchse vorübergehend unserer Literatur nicht zur Ehre gereichen könnten, in dieselbe einzuführen. Erst im Jahre 1868, fast zwei Jahre vor seinem Tode, kündigte er mir plötzlich seinen festen Entschluss an, sobald seine Gesundheit es zulassen würde, entweder sein Archiv um eine rein kritische Lieferung jährlich zu vergrössern, oder die Begründung eines kritischen Monatsblattes selbst in die Hand zu nehmen. Sein Plan ist nicht realisirt worden, in den beiden letzten Lebensjahren war seine Kraft gebrochen. Bei voller, geistiger Klarheit lebte und starb er in dem trostlosen Bewusstsein, durch eigenes Verschulden für die Zukunft Nichts geschaffen zu haben: sein Mangel an Energie trage die Schuld, dass von Seiten der Regierung Nichts für den Universitäts-Unterricht gethan sei, durch die Planlosigkeit seiner Führung habe man 16 Jahre lang mit tüchtigen Kräften gearbeitet, ohne auch nur das Fundament zu einer wissenschaftlichen Pathologie, die er habe begründen wollen, gelegt zu haben, die Schaar der routinirten Specialisten, der sein Unterricht neue Elemente zugeführt, werde die letzten wissenschaftlichen Intentionen seiner wenigen Getreuen nicht aufkommen lassen und, da sie keine Kritik zu fürchten habe, dreist das Feld behaupten.

Wie wenig sich auch die Hoffnungen, mit denen Graefe sein grosses Werk angriff und förderte, realisirt haben mögen, die Jahre 1854 bis 1870 werden doch immer als eine Zeit radicaler Reformen der Ophthalmologie nicht minder wegen gewisser neuer, fruchtbarer Ideen, als wegen der Schnelligkeit, mit der auf den verschiedenen Gebieten die Entdeckungen sich folgten,

bewundert werden. Wie die bedeutendsten Anatomen, Physiologen, Physiker fast gleichzeitig der Form und den Funktionen des gesunden Auges ihre Arbeitskraft gewidmet hatten, so schlossen sich an Graefe hervorragende Praktiker und Theoretiker, die sich in den verschiedensten Richtungen medicinischer Forschung bewährt hatten, an, um ihr Wissen und ihre Geschicklichkeit in den Dienst der neuen Pathologie zu stellen. Dass sie sich dem Alle weit überragenden, klinischen Genie Graefe's unterordneten, geschah freiwillig, ohne Kämpfe, ohne Reclame. Jeder fühlte, aus welcher Quelle die überreichen Anregungen, die ihn an die Sache fesselten, zuflossen, und war bemüht, zu dem Werke, an dessen gedeihlichem Wachstume er seine Freude hatte, sein Bestes beizusteuern. Was in jener grossen Zeit geleistet wurde, hat nicht Einer geschaffen. Die ersten sechzehn Bände des Archivs sichern den Vielen, die mit mehr oder weniger Talent, aber fast ausnahmslos mit gleichem Ernste und gleichem Eifer für die Sache in selbstloser Arbeit der Reform der Ophthalmologie sich hingaben, ein ehrenvolles Andenken.

Um Graefe's wissenschaftliche Bedeutung zu schätzen, braucht man nicht sein Schüler gewesen zu sein. Schon in der ersten Lieferung des Archivs zeigt die Abhandlung über die M. obliqui und die Trochlearis-Paralyse ihn als Meister in der Bearbeitung einer rein theoretischen Aufgabe; der Umfang seines medicinischen Wissens und die Fähigkeit, dasselbe spielend für das Verständniss der Augenkrankheiten zu verwerthen, dürfte am klarsten aus seinen „casuistischen Mittheilungen“ und den in Zehender's Monatsheften vortrefflich wiedergegebenen „Vorträgen über cerebrale Amblyopien“ erkannt werden. Vielleicht ist er in seinem Streben nach wissenschaftlichen Erklärungen, wie mich seine kleinen Arbeiten therapeutischen Inhaltes annehmen lassen, mitunter zu weit gegangen. Nur wenn sich im Laufe der Beobachtung dem genialen Arzte Anhaltspunkte für eine rationelle Therapie zeigten, wurde die streng wissenschaftliche Arbeit suspendirt, der klinisch-therapeutische Versuch trat an ihre Stelle und wurde nicht aufgegeben, ehe für die Heilung ein Resultat gewonnen war. Gleichviel ob eine scharf formulirte Hypothese ihn leitete, ob er der Krankheit

und Heilung verbindenden Idee sich noch nicht klar bewusst war, ob er durch neue, der Behandlung parallel gehende Experimente ans Ziel gelangte, oder unmittelbar, wie instinctiv, das Rechte sofort traf, um sich erst nachträglich mit der Erklärung des Erfolges zu beschäftigen, — der vorsichtig fortschreitende, exakte Forscher musste dem kühnen Therapeuten Platz machen, auf die Beobachtung des Krankheitsbildes folgte unmittelbar die Beobachtung der therapeutischen Wirkung.

Damit hatte er das Gebiet betreten, auf dem allgemein gültige Resultate nur durch Induction erreichbar sind. Anders, als durch sehr zahlreiche, gleichlautende Ergebnisse genauer, nach gleichen Methoden angestellter Beobachtungen können therapeutische Neuerungen, denen oft nicht einmal eine scharf begrenzte Hypothese unterliegt, nicht gestützt werden. Dass Graefe sich dessen wohl bewusst war, können alle diejenigen bezeugen, die er vor Publication der ersten, grossen Abhandlung über Glaucom aufforderte, ihm Mittheilungen über die Heilwirkung der Iridectomie gegen Glaucoma acutum zu machen, „damit er mit möglichst grossen Zahlen vor die Oeffentlichkeit treten könne“, — aber es liegt zu sehr in der Natur des productiven Genies, bei dem ersten Erfolge, wie gross derselbe auch sein mag, nicht stehen zu bleiben, die Consequenzen eines durch Hypothesen erreichten glücklichen Resultates weiter zu ziehen und von einer Hypothese zur anderen fortzuschreiten, bis der Boden unter den Füßen unsicher wird.

Es ist eine Eigenthümlichkeit des Genies, durch eine unerklärte, geistige Kraft zu finden, was ihm durch empirische Forschungen nicht zugegangen sein kann, aber schliesslich spricht in den exakten Wissenschaften die Erfahrung doch das entscheidende Urtheil. Und die Erfahrung, sollte man bei einem Rückblicke auf die Jahre 1854--70 annehmen, habe die Entdeckungen des Genies regelmässig bestätigt; denn für die Resultate, die er kaum seinem grossen Beobachtungsmateriale entnahm, trat meist der ganze Chorus der Zeitgenossen mit so überraschender Genauigkeit ein, dass beispielsweise in den kleinen Verlust-Procentzahlen seiner neuen Staar-Operationsmethoden renommirte Beobachter bis auf die erste Decimalstelle mit ihm übereinstimmten. Wäre er selbst nicht

der schonungsloseste Kritiker seiner Irrthümer gewesen, nicht derjenige, der einer Verbreitung seiner Irrthümer durch möglichst frühe Berichtigungen vorbeugte, der an sich die Unsicherheit des Genies in rein empirischen Fragen, um der Wahrheit die Ehre zu geben, aufdeckte, — so lange er auf der Höhe des Ruhmes stand, hätte er den Beifall der Zeitgenossen im Interesse der Wissenschaft am meisten zu fürchten gehabt. —

Für Kliniker, die durch streng wissenschaftliche Forschung ihre Disciplin zu fördern bestrebt sind, ist die überaus seltene Combination zweier herrlicher Naturgaben, des unwiderstehlichen Triebes, Unglücklichen zu helfen, und der genialen, unmittelbar an's therapeutische Ziel führenden Divination, ein Geschenk von zweifelhaftem Werthe. Auf der einen Seite eilen sie der Wissenschaft voran und erwerben unsterblichen Ruhm als Wohlthäter der Menschheit, auf der anderen gelingt es ihnen selten, den wissenschaftlichen Weg, der von der Lösung zur Aufgabe zurückführt, zu finden, sie verlieren sich in Hypothesen, die zu vermeiden, der Zweck ihres wissenschaftlichen Forschens war. Für Beides lassen sich aus Graefe's Werken Beispiele genug anführen, aber sein streng wissenschaftlicher Sinn schützte ihn davor, für Wahrheit auszugeben, was er als Hypothese aufgestellt hatte. Fälle, in denen er unterlassen hätte, die Motive, die ihn zu Behauptungen führten, klar zu legen, dürften zu zählen sein. —

Wären es die therapeutischen Entdeckungen allein, an denen wir seine pathologischen Leistungen zu messen haben, so dürften die Pathologen seinen Namen kaum unbedingt unter den ersten nennen, aber eine solche Annahme würde eben seine grössten Eigenschaften unbeachtet lassen, Eigenschaften, durch die er für alle Zeiten unser Vorbild geworden, deren Vernachlässigung, wie ich glaube, nach seinem Tode keine guten Früchte getragen hat. Diejenigen, die seine Improvisationen am Krankenbette nicht selbst erlebt haben, muss ich wiederum auf seine casuistischen Mittheilungen und auf die Vorträge in Zehender's Monatsblättern verweisen. Sie werden aus denselben entnehmen, dass allen wissenschaftlichen Deductionen die Beschreibung eines durch minutiöse Schilderung aller objectiven und subjectiven Symptome ausgezeichneten Krankheitsbildes vorherging; nicht die Diagnose der Species, sondern die genaue Kenntniss

des vorliegenden Falles mit all seinen individuellen Eigenthümlichkeiten war es, auf die seine Untersuchung ausging, nicht das kleinste, objectiv Wahrnehmbare entging seinem durch tägliche, poliklinische Beobachtung geschärften Blicke, nicht die geringste, subjective Störung, die der Kranke selbst ihrer Geringsfügigkeit wegen nicht beachtet hatte, konnte sich der Aufmerksamkeit des Arztes, der sein Ohr keiner Klage so vieler Tausende verschlossen hatte, entziehen. Und während sich unter den Augen des Zuhörers die functionellen Störungen, die objectiven und subjectiven Symptome häuften, dass er ihnen kaum folgen konnte, gruppirt sich in Graefe's wunderbar schneller Combination die charakteristischen, die primären und secundären, die zum Krankheitsprocesse gehörenden und die zufälligen Erscheinungen zu einem frappanten, dem Leben entnommenen Krankheitsbilde, in dem wir klar erkannten, was das Original uns nicht gezeigt hatte, den geistigen Zusammenhang der Erscheinungen. Diese Gruppierung der Symptome vollzog sich nicht im Anschluss und nach Analogie anderer Augenkrankheiten, sondern aus dem ganzen Umfange der Pathologie; aus nahe liegenden, wie aus weit entfernten Gebieten war es, als würde durch eine magnetische Kraft alles Gleichartige nach einem Punkte hin unwiderstehlich und zwanglos angezogen. Erst wenn so der pathologische Zustand des Auges gewissermassen aus jedem Zusammenhange mit dem Individuum, dem er angehörte, gelöst war, suchte die anamnestiche und ätiologische Forschung wieder seine Verbindung mit dem ganzen Organismus und seinen äusseren Lebensbedingungen herzustellen und eine kritische Wahl des wahrscheinlichsten unter allen von dem scharf umgrenzten Krankheitsbilde zur grossen Pathologie führenden Wegen liess als Endzweck der ganzen Forschung eine dem Wesen des Krankheitsprocesses und seinen durch die Individualität des Kranken bedingten Eigenthümlichkeiten angepasste Therapie erkennen.

Wenn ich soeben Graefe's wissenschaftliche Thätigkeit auf pathologischem Gebiete bemängelt und die scheinbar geringere Aufgabe des praktischen Klinikers als Arzt und Lehrer am Krankenbette als diejenige, deren Lösung ihn auf der Höhe seiner Leistungen zeigt, bezeichnet habe, so hoffe ich, man wird mir, nachdem ich mir den Titel eines „blinden Anbeters“ und

von anderer Seite den eines „Gensdarmen zum Schutze des Verstorbenen“ in Ehren erworben habe, die Absicht, seine Verdienste zu verkleinern, nicht unterschoben. Weder von seiner in meiner Vorstellung ohne ihres Gleichen fortlebenden Persönlichkeit, noch von dem durch seine geniale Begabung zum Reformator der Augenheilkunde prädestinirten Begründer des Archivs ist hier die Rede, sondern einzig und allein von der Richtung, die er wählte, um eine neue Pathologie zu schaffen. Wie oben gezeigt wurde, war das Fundament seiner Pathologie das bis ins Kleinste treu der Natur entnommene Bild der Krankheit und ihres Verlaufes.

Bei all diesen Betrachtungen ist vorausgesetzt, dass jede Forschung auf dem richtigen Wege bleibt, dass ihre Resultate unanfechtbar, über allen Zweifel erhaben sind. Unter dieser gerechtfertigten Voraussetzung schloss Graefe im Jahre 1854 rein kritische Arbeiten vorläufig von den Aufgaben unseres Studiums aus; seine unübertroffene, wenn nicht unerreichte Beobachtungsgabe und das selbstlose, der jungen Wissenschaft allein gewidmete Interesse seiner Mitarbeiter war ihm eine vollkommen ausreichende Bürgschaft für die Brauchbarkeit des von allen Seiten zusammengetragenen Materials, dessen streng wissenschaftliche Verwerthung sich zu einer neuen Pathologie gestalten sollte. Dass aber bei dieser letzten Aufgabe nicht Thatsachen zu Thatsachen sich gesellen, sondern Urtheile, Schlüsse, Hypothesen um den Preis streiten, dass auf der anderen Seite rein empirische Probleme, die nur durch gemeinsame Arbeit nach gleichen Methoden zur Entscheidung gebracht werden können, den Werth der subjectiven Ansichten und der Beobachtungen eines Forschers sehr beschränken würde, darüber hatte sich Graefe ebensowenig im Zweifel befunden, als darüber, dass dann nur eine objective, wissenschaftliche Kritik vor den grössten Verirrungen schützen könne.

Auch von Graefe, dem die unvollkommene Vorbildung mancher Zuhörer wohl bekannt war, weiss jedermann, dass er für Ophthalmologen erster, zweiter und dritter Klasse nicht zu haben war, dass in seinen Augen der wissenschaftliche Unterricht seine Aufgabe sich selbst diktirte, aber nicht von den schwankenden Bedürfnissen der Schüler diktiren liess.

Der Unterricht in Ophthalmologie sollte ein integrierender Theil des medicinischen Unterrichtes, die wissenschaftliche Bildung des Ophthalmologen ein integrierender Theil der medicinischen Bildung werden. Deshalb schmerzte ihn in den letzten Jahren nichts tiefer, als dass unsere Universitäten den ophthalmologischen Unterricht noch als etwas Nebensächliches behandelten. Graefe verlangte für alle Aerzte gleiche Kenntnisse von der Pathologie der Lungen, des Herzens, des Auges, des Gehirns etc. und wollte die Thätigkeit der Spezialisten, wie in anderen Disciplinen, auf Fälle, die besondere Erfahrung und Geschicklichkeit verlangen, eingeschränkt wissen.

Graefe's Meisterschaft ist auf vielen Gebieten anerkannt, in keinem weniger bestritten worden, als in der Beobachtung des Kranken und in der Schilderung des Krankheitsbildes, des Krankheitsverlaufes, sein grösstes, principiellcs Verdienst um die Wiedergeburt unserer Pathologie besteht darin, dass er das Krankheitsbild zum Fundamente der Pathologie erhoben und an diesem Princip unbedingt festgehalten hat.

Wer Albrecht von Graefe als den Begründer der neuen Ophthalmologie ansieht, wer in dem stürmischen Fortschreiten der jungen Pathologie, für das sein Archiv bis in die späte Zukunft Zeugnis ablegen wird, die Eigenthümlichkeit seines Geistes wieder erkennt und aus dem Studium seiner Werke ein deutliches Bild von der Art, wie er sich die Entwicklung der neuen Wissenschaft vorstellte, gewonnen hat, — für den wird es keinem Zweifel unterliegen, dass die klinische Beobachtung das Fundament war, von dem er, welchem Gebiete auch sein Geist, bald reformirend, bald neu schaffend sich zuwendete, ausnahmslos ausging. Die Wenigen aber, denen der traurige Vorzug zu Theil wurde, in den beiden letzten Lebensjahren, als schwere Körper- und Seelenleiden den unermüdlich productiven Geist auf den Entwurf von Plänen für eine bessere Zukunft, für neue Thätigkeit mit frischen Kräften beschränkten, dem bis zur letzten Stunde seinem Berufe hingeebenen, von Allen, die ihn kannten und verstanden, geliebten und verehrten Manne näher zu stehen, — sie werden, wie ich, aus brieflichem

und persönlichem Verkehre wissen, dass seine nächste Arbeit die sein sollte, aus dem übergrossen, kritisch zu sichtenden Material das breite Fundament zu gewinnen, auf welchem für alle Mediciner eine Krankheitslehre sich erheben sollte, lückenlos vollständig in allem der Wissenschaft sicher Erworbenen, in allem Unreifen durch scharfe Beleuchtung des Für und Wider jeden, der seine geistige Kraft wissenschaftlichen Problemen widmen wolle, zur Arbeit anregend. So hatte er sich sein oft begehrtes und eben so oft refusirtes Lehrbuch vorgestellt. —

Dass nicht alle Handlungen genialer Menschen den Stempel der Genialität tragen, dass aber epochemachende Entdeckungen ihnen nicht durch einen Glückszufall, den jeder Andere ebenso gut benutzt haben würde, in den Schooss zu fallen pflegen, hielt ich vor einigen Jahren für eine allgemeine Annahme. In diesem Glauben erklärte ich mit Bezug auf Graefe's Entdeckung der Glaucomheilung durch Iridectomy, „es sei mir unwahrscheinlich, dass genialen Experimentatoren die Resultate „par hazard“, wie Lotteriegewinne, in den Schooss fallen sollten“, und war nicht wenig erstaunt, als de Wecker mir antwortete, „ich solle keine Phrasen machen, sondern den Beweis liefern, dass Graefe durch geniale Experimente zur Entdeckung der Iridectomy gelangt sei“.

Zu meinem lebhaften Bedauern bin ich nicht im Stande, dieser Aufforderung im ganzen Umfange zu genügen, ich werde mich aber bemühen, „keine Phrasen zu machen“. Von den Iridectomyversuchen an Thieren und Menschen wissen wir Alle durch Graefe, dass sie gemacht sind, und was er aus ihnen geschlossen hat. Ob sie an sich genial waren, ist unbekannt. Aber warum ich Graefe einen „genialen Experimentator“ genannt und seine Entdeckungen im Gegensatze zu de Wecker nicht für Geschenke des Glückszufalls angesehen habe, darüber will ich mich gern deutlich erklären.

Es fehlen zu einem vollständigen Bilde Graefe's noch viele schöne Züge aus Gesprächen und einem regen Briefwechsel; auch über sein klinisches Wirken ist Manches nachzutragen, worin er unerreicht geblieben ist. Ich hoffe auf die Geduld des Lesers, wenn ich diese Gelegenheit benutze, um bei seiner Per-

son länger zu verweilen, als es der Gegenstand der Abhandlung, die Glaucom-Frage, erfordert.

Man hat es im Jahre 1854 und später oft genug bewundert, wie es dem jungen Praktiker möglich war, eine Parallele der bis dahin von Niemand verstandenen Diphtheritis conjunctivae und der allgemein bekannten Blennorrhoea neonatorum in so klassischer Vollendung zu entwerfen und namentlich die Wirkungen richtiger und verkehrter Behandlungsmethoden mit solcher Präcision anzugeben, dass man glauben musste, von einem alten, ausgezeichneten Kliniker, der das Facit tausendfältiger Beobachtungen ziehe, belehrt zu werden.

Wenn ich nun de Wecker gern zugebe, dass die nächsten Decennien dem Krankheitsbilde der Diphtheritis einiges Unwesentliche hinzugefügt, ebenso die Therapie im Einzelnen etwas modificirt haben, dass ferner nicht viele Krankheitsprocesse in so constanten Bildern, wie die Blennorrhoea neonatorum, auftreten, der glückliche Zufall also schon bei der Wahl des Themas eine Rolle gespielt habe, so glaube ich doch andererseits aus guten Gründen annehmen zu dürfen, dass wenige therapeutische Versuche Graefe's sehr viel mehr wiegen, als zahlreiche Beobachtungen Anderer.

Nicht allein, dass Niemandem die Eitelkeit, als „Entdecker“ genannt zu werden, ferner, als ihm, lag, dass Niemand am Krankenbette all seine Kräfte, wie er, auf das eine Ziel, dem Kranken zu helfen, concentrirte, Niemand den Gründen des Misslingens, irrthümlichen Voraussetzungen, technischen Fehlern unnachsichtiger nachspürte, — es lag nicht nur in seinem Character, nicht nur in der Schärfe seiner Beobachtung und seiner genialen Combination, sondern auch in der Methode seiner täglichen Arbeit Etwas, das ihr einen besonderen Werth verlieh.

Zur Zeit meiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1854 behandelte Graefe die blennorrhoeischen und diphtheritischen Kranken ausnahmslos selbst, dictirte täglich einen genauen Status, den der das Journal Führende am nächsten Tage, während er selbst das Auge untersuchte, vorlas, und versuchte so, die meist locale Behandlung den von Tag zu Tag controllirten therapeutischen Wirkungen anzupassen. So wurden die Indicationen für die graduellen Abstufungen der Lapis-Lösungen, des Argentum nitricum mite, so die Indicationen für die An-

wendung der Scarificationen, bei Cornealaffectionen für die Punction der vorderen Kammer, die Entleerung der Linse gefunden, aus solchen Reihen genau beobachteter und journalisirter Wirkungen wurden allgemeine Regeln abgeleitet, endlich durch Parallelversuche mit anderen Medicamenten die therapeutischen Indicationen und Contraindicationen festgestellt.

Unzweifelhaft hat Graefe die Anregung zu seinen ersten therapeutischen Versuchen in Kliniken und Hospitälern des Auslandes, die er nach seiner Staatsprüfung besuchte, empfangen, von Desmarres und Sichel, von Bowman, Arlt, Friedrich von Jäger, aber gerade ein Vergleich der frühesten schriftstellerischen Leistungen des Schülers mit den besten Werken seiner Lehrer giebt uns das klarste Bild von Graefe's origineller Genialität als Kliniker.

Als ich die letzten Vorarbeiten für die erste Lieferung des Archivs, die letzten Beobachtungen über Blennorrhoe und Diphtheritis mit erlebte, wurde gleichzeitig die Wirkung des Atropins, das Arlt um dieselbe Zeit aus der Therapie der Iritis acuta verbannt hatte, die Behandlung des Ulcus corneae perforans durch Paracentese nach Desmarres, des Glaucoms, der Iritis und Iridochorioiditis, der Thränensackkrankheiten mit Ferrum candens experimentell studirt, — sämmtliche, ausser der letzteren, mit derselben Genauigkeit, derselben Gewissenhaftigkeit, wie die Blennorrhoe und Diphtheritis. Füge ich hinzu, wie oft wir daran erinnert und durch den Augenschein belehrt wurden, dass es nur wenig Fälle gebe, aus denen nichts zu lernen, an denen nichts Individuelles zu berücksichtigen sei, dass deshalb fast jeder frische Kranke gleich eingehend examinirt, gleich sorgfältig behandelt wurde, so will ich mich nicht wundern, wenn der Leser zunächst Auskunft über die Dauer einer solchen Poliklinik wünscht. Sie ist leicht gegeben: mit Ausschluss seiner Privatsprechstunden gab es keine Zeit, in welcher in der Carlstrasse für poliklinische Kranke nicht Graefe oder einer seiner Vertreter zu haben war, und erst um Mitternacht pflegte das Tagewerk mit der letzten Visite bei den Extrahirten zu enden.

Es konnte nicht fehlen und kann nicht Wunder nehmen, dass eine solche Art, Pathologie zu treiben, der Praxis reiche Früchte trug. Graefe's Geist hatte das Ganze geschaffen, er hielt es zusammen und belebte es, wenn er selbst auch nicht

überall gleichzeitig sein konnte. Was aber den genialen Experimentator anbetrifft, so kam zu den in der ersten Abhandlung besprochenen Eigenschaften Graefe's, dass die vielen Tausende genauer Beobachtungen ihn zu einer erstaunlichen Sicherheit des therapeutischen Individualisirens gebracht hatten, die weit mehr noch, als seine allgemeinen therapeutischen Anschauungen, seiner Behandlung des einzelnen Falles den Charakter vollendeter Originalität verlieh. Man hat sie oft imitirt, aber nie erlernt; denn sie war aus einem Schatze eigener, durch ein untrügliches Gedächtniss zusammengehaltener Erfahrungen, aus der schärfsten, an Analoges in weitestem Umfange anknüpfenden Beobachtung und aus dem immer seltener werdenden, unwillkürlichen Drange, alle geistigen Kräfte auf den therapeutischen Zweck zu concentriren, entstanden. Jüngeren Collegen ist durch eine vorübergehende Zeitströmung eine gewisse therapeutische Nonchalance eingepflanzt worden, mehr oder weniger spöttelndes Mitleid mit Aerzten, die sich von Versuchen, ihre Behandlung genau den Eigenthümlichkeiten des speciellen Falles anzupassen, etwas versprechen. An Graefe's klinischen Erfolgen hätten sie sich durch den Augenschein überzeugen können, wie weit ein berufener Therapeut dem rationellen Indifferentismus überlegen ist, sie würden unter seinen Gegnern, unter Anhängern anderer Schulen, unter all den kleinen Neidern, an denen es natürlich nicht fehlte, keinen gefunden haben, der die Sicherheit seiner Therapie, die Prognose der medicamentösen Wirkungen von einem Tage zum andern nicht angestaunt hätte.

Kein Zufall war es, dass die bedeutendsten Ophthalmologen aller Nationen — auch Arlt zählte zu ihnen — Erblindete, die sie für unheilbar hielten, zu dem kaum 30 Jahre alten Specia- listen nach Berlin schickten, in der Hoffnung, es könne der Divination und Combination des Genies doch vielleicht glücken, was aller Wissenschaft bis dahin Trotz geboten. Und wie bald erfüllte sich ein Theil dieser Hoffnungen in der Heilung des Glaucoms! —

Von diesen Gesichtspunkten war ich ausgegangen, als ich Graefe einen genialen Experimentator nannte, in der Voraussetzung, es gäbe therapeutische Versuche am kranken Menschen, die zu diesem Ehrentamen nicht weniger berechtigen, als die „elegantesten“ Versuche am gesunden Kaninchen. An den

„Glückszufall“, der die grossen Entdeckungen bringt, glaube ich nicht; denn es ist eine alte, klinische, weise Lehre, man solle in jedem Falle die Regel voraussetzen, bis die Ausnahme erwiesen ist, und es ist eine leider nur durch wenige Beobachtungen bis jetzt bestätigte Regel, dass hervorragende Kliniker, die ihre ungetheilte Kraft einzig und allein ihrem Berufe widmen, mehr Fragen an die Objecte ihrer Forschung zu richten, mehr Seiten ihnen abzugewinnen, mehr Wege, die zu ihrem Wesen führen können, anzugeben wissen, als der Durchschnitts-specialist, dass ihrer scharfen Beobachtung bei therapeutischen Versuchen minutiöse Veränderungen, die wir übersehen, oder für unwichtig halten, nicht entgehen, und dass gerade diese unbedeutenden Veränderungen aus dem reichen Schatze ihres Wissens neue Ideen, die unmittelbar zur Lösung bereit liegender therapeutischer Probleme Verwendung finden, zu erzeugen pflegen. —

Die druckvermindernde Wirkung der Iridectomy zu entdecken, war das Terrain für Mackenzie, für Desmarres und für uns Alle genau so gut vorbereitet, als für Graefe. Er allein fand sie, entweder weil er an die Iridectomy mehr Fragen zu stellen wusste, oder weil ihm eine Nebenwirkung nicht entging, die Andere übersehen hatten, oder weil die Anderen für diese wohl beobachtete Nebenwirkung keine Verwendung hatten, während in seinem Geiste schon seit Jahren der Gedanke, die glaucomatöse Erblindung durch dauernde Verminderung des intraocularen Druckes zu heilen, bereit lag. So kam es, dass eine bei Gelegenheit der Iridectomyversuche gemachte Beobachtung, die im Besitze Anderer unfruchtbar geblieben sein würde, durch seine Combination die unmittelbare Veranlassung zur Verhütung einer qualvollen Erblindung wurde, an der seit Jahrhunderten die bedeutendsten Ophthalmologen ihre Kräfte fruchtlos versucht hatten.

Was in de Wecker's Augen als Geschicklichkeit des Klinikers, eigene oder, wie er in diesem Falle meint, fremde Beobachtungen bis zu den letzten Consequenzen für praktische Zwecke auszunutzen, erscheint, lernen wir anders auffassen, wenn wir die verschiedenen Reactionen, die eine neue Entdeckung in dem ausschliesslich seinem ärztlichen und wissenschaftlichen Berufe lebenden Kliniker einerseits und dem nach Ehre und Ruhm strebenden Specialisten andererseits nothwendig

hervorrufen muss, aus der verschiedenen Natur Beider ableiten: für den Ersteren ist auf therapeutischem Gebiete jedes Neue, wodurch nicht eine unmittelbare Lösung seiner Aufgabe herbeigeführt wird, nur ein Mittel, bei dem er sich nicht beruhigen kann, bis es mit allen Consequenzen für den einzigen Zweck ausgenutzt ist; für den Letzteren ist jede „Entdeckung“ ein sicherer Gewinn, vielleicht ein Theil des Fundamentes zum Prachtbau dereinstigen Ruhmes, vielleicht für immer das einzige Geschenk des Glückes, das um so mehr für die Gegenwart, sei es auch nur durch eine „vorläufige Bemerkung“, ausgenutzt werden muss, ehe ein anderer „Entdecker“ dasselbe findet, publicirt und mit der Priorität dem Ganzen seinen persönlichen Werth raubt.

Deshalb verdanken wir, meiner Auffassung nach, die Heilung des Glaucoms nicht einem glücklichen Zufall. Graefe allein war es, dessen hervorragender Beobachtungsgabe die druckvermindernde Wirkung der Iridectomy nicht verborgen blieb, wenn er sich auch über die Sicherheit und Dauer derselben anfangs getäuscht haben mag. Durch ihn allein konnte die Beobachtung für die Behandlung des Glaucoms fruchtbar werden; denn in keinem anderem Geiste, als in dem seinigen, war der Gedanke, dass die Steigerung des intraocularen Druckes das Wesentliche des glaucomatösen Processes sei, zur Ueberzeugung geworden.

[Aus „Die Augenheilkunde an preussischen Universitäten“. Erlangen 1865.]

In dieser Zeit klinischen Nothstandes begann Albrecht von Graefe auf ophthalmologischem Gebiete zu wirken. Ausgerüstet mit seltener, medicinischer Gesamtbildung, mit schnell fassendem, combinirendem und neu schaffendem Verstande, mit fesselnder, begeisternder Lehrgabe für den mündlichen Unterricht, voll

von glühendem Eifer, Hingebung und Aufopferung an seinen practischen Beruf, daneben günstig genug situirt, um in der Ausführung seiner grossen Pläne nicht durch den Mangel staatlicher Unterstützung verhindert zu werden, war er es allein, der nicht nur in jedem Semester seiner practischen und wissenschaftlichen Thätigkeit in der Ophthalmologie unvergleichlich mehr leistete, als alle unsere Universitäten znsammengenommen in den letzten 14 Jahren, sondern der in erstaunlich kurzer Zeit Begründer einer Schule wurde, welche heutzutage als die erste ophthalmologische sich über die ganze, civilisirte Welt verbreitet hat.

Es ist vielleicht eine einzige Erscheinung, dass neben den Universitäten ein Lehr-Institut für ein Special-Fach emporwächst, in dem ohne Rücksicht auf Tentamen rigorosum und Staats-Prüfung Alles gelehrt wird, was das angestrengteste, wissenschaftliche Arbeiten zu Tage fördert, in welchem während eines und eines halben Decennium eine grosse Anzahl Lehrer und selbstständige Forscher herangebildet, von welchem aus durch gemeinschaftliche Thätigkeit eine klinische Disciplin binnen etwa 14 Jahren so vollständig neu geschaffen wird, dass die alten Ophthalmologen sie nur noch als eine terra incognita betreten können.

Wie viel Ehre und Antheil an dem heutigen Stande der Dinge aber der Eine diesem, der Andere jenem der vielen Mitarbeiter zutheilen mag, darin stimmen Alle — gleichviel, ob sie selbst nach Kräften geholfen, oder als Lernende dem Gange der Entwicklung gefolgt sind — überein: der Löwenantheil an dem Geleisteten gebührt Graefe. Wo auch immer Altes beseitigt und Neues an die Stelle gesetzt wurde, überall war er schaffend oder anregend an der Spitze; sein Name ist, wie es der Beer's und Richter's für die erste Hälfte dieses Jahrhunderts war, der eines Reformators der Ophthalmologie für die zweite Hälfte geworden; der Beginn seiner Wirksamkeit eröffnet eine neue Epoche, in welcher die Ophthalmologie, wie Pflüger sich neuerdings ausdrückt, „als nothwendige Frucht physiologischer Forschung einen eben so schnellen als gewaltigen Aufschwung nimmt“, einen Aufschwung, bei welchem sie die meisten übrigen Gebiete der practischen Medicin trotz vorhandener, physiologischer Basis weit hinter sich lässt. —

Mit Berlin steht es in dieser Beziehung trauriger. Der Verlust v. Graefe's wird für die berliner Universität, für die Wissenschaft, für die Menschheit noch lange um so schmerzlicher sein, als an einen würdigen Ersatz für ihn nicht zu denken ist. Dass man aber in der ersten Trauer sofort das berliner Ordinariat für Augenheilkunde eingehen liess und das Andenken des Verstorbenen durch eine Handlung feierte, die seinen bis an's Lebensende ausgesprochenen Ansichten und Wünschen geradezu in's Gesicht schlug, das ging selbst über die kühnsten Ideen der Pessimisten hinaus. Wie traurig v. Graefe in den letzten Jahren seines Lebens, als er sich als Examinator von den durchschnittlichen Kenntnissen der Studirenden überzeugt hatte, unsere Lehrverhältnisse ansah, wie sehr er fürchtete, man werde nach seinem lange vorhergeahnten Tode verfallen lassen, was er mit der Anstrengung seiner ganzen Thatkraft geschaffen und erhalten, wie schwer er es empfand, nicht energisch genug auf die Errichtung von Lehrstühlen und dauernden Instituten hingearbeitet zu haben, davon hat der Verfasser dieser Schrift durch briefliche und mündliche Mittheilungen des Verstorbenen bis zu den letzten Lebensmonaten Kunde erhalten. Die eine Aussicht aber hatte v. Graefe nie fallen gelassen: dass das für Berlin geschaffene Ordinariat bleiben und demselben sich bald Ordinariate an allen Universitäten anschliessen müssten. In dieser Beziehung sind seine schwärzesten Befürchtungen durch das Geschehene übertroffen worden.

In Berlin mag es Jahre lang den Anschein gewonnen haben, als könne unserer Disciplin die staatliche Unterstützung nicht gefehlt haben, weil v. Graefe's Leistungen und Erfolge gross genug waren, um eine solche Täuschung zu erzeugen und zu unterhalten; eine Täuschung aber war es: denn nicht mit Hülfe staatlicher Einrichtungen, sondern trotz dem Fehlen derselben und trotz mancherlei Hindernissen, die ihm während seiner ganzen Lehrthätigkeit unüberwindlich entgegenstanden, vermochte v. Graefe in der gesundesten und kräftigsten Zeit seines Lebens das grossentheils selbstgeschaffene und mit hingebender Liebe gepflegte klinische Fach auch als Lehrer so zu vertreten, wie er es der Würde und dem Ernste des Gegenstandes für angemessen hielt; doch mit jedem Jahre befestigte

sich in ihm mehr und mehr die Ueberzeugung, dass selbst in seiner bevorzugten Stellung eine gedeihliches Wirken ohne ausreichende Hülfe des Staates unmöglich sei. In wie traurigem Lichte er die berliner Universitäts-Verhältnisse ansah, und wie ungewiss ihm der endliche Sieg über seine Gegner erschien, dafür mögen die folgenden Zeilen, welche er im Jahre 1868 brieflich an den Verfasser dieser Schrift richtete, Zeugniß ablegen: „Seien Sie aber versichert, dass mein unabweisbares Abschiedsgesuch eingereicht wird, wenn man nicht in Bälde das herstellen wird, was die Ophthalmologen brauchen, nämlich anständige Institute mit liberalen Principien für die Aufnahme von Patienten ausgestattet. Es ist jetzt der Wendepunkt der Sache. Man muss es durchsetzen, dass für ophthalmologische Institute, die ganz unabhängig von dem übrigen Krankenhauswesen sind, ebenso wie es für chemische, pathologisch-anatomische Laboratorien geschieht, grössere Fonds ausgesetzt werden. Geschieht dies nicht, so wird die Ophthalmologie und die Kranken es fortan noch schlechter haben, als bisher in den Privat-Lehranstalten, resp. Privat-Heilanstalten. Will man nichts Ordentliches thun, so werde ich mich aus diesem Kampfe zurückziehen, und sie können sich dann irgend jemand hieher blasen, der an den zwölf Proletariern und Pannösen der Charité eine Augenklinik hält.“ — Im Jahre 1869 schrieb er wiederholt, dass er bei seinen Entschlüssen beharre, sich aber scheue, in einer Zeit, in welcher er durch Krankheit fast dauernd arbeitsunfähig sei, mit Forderungen für sein Fach herauszutreten. Im nächstfolgenden Jahre erlag er seinen schweren Leiden mit dem klaren und ausgesprochenen Bewusstsein, dass all sein Mühen und Streben nicht ausreichend gewesen, um an preussischen Universitäten der Ophthalmologie eine bleibende Stätte zu sichern, und ermahnte, in dem Streben nach diesem Ziele nicht müde zu werden. —

Dass nach seinem Tode die nothwendigen Reformen des ophthalmologischen Unterrichtes in Berlin durchgeführt seien, ist nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Man hat das kaum gegründete Ordinariat eingehen lassen und nicht wieder besetzt, man hat einen Lehrer an die Charité berufen; dass man eine gute Klinik eingerichtet oder einzurichten beschlossen habe, davon ist Nichts bekannt geworden. —

[Aus „*Briefe an Fachgenossen*“.

Königsberg 1894.]

[1854.]

Die Berliner Ophthalmologie ist unter allen Umständen verritten, wenn Graefe nicht gesund wird. Sein grosses Verdienst (ausser der practischen Thätigkeit) ist, neue Lehrer geschaffen und die halbe civilisirte Welt mit brauchbaren Ophthalmologen versehen zu haben, aber Berlin hat er schlecht bedacht, denn er hat keinen Assistenten gehabt, sondern subventionirte Freunde, die zum Theil ohne die geringste medicinische Bildung in der Specialität noch einen Specialitäts-Erwerb sich zu verschaffen wussten. Während seine Gesichtspunkte aus der Ophthalmologie in die allgemeine Medicin gingen, gehn die seiner Pfleglinge aus der Ophthalmologie in die Lehre vom Augenspiegel oder den Augenmuskeln etc.

[1870.]

Die Veranlassung zu diesem Schreiben ist das Andenken an unseren unvergesslichen Graefe und die Erfüllung einer Freundespflicht, die mir durch ihn quasi auferlegt worden ist. Am 16. April vorigen Jahres erhielt ich ein Geschenk und seinen in voller Todesgewissheit geschriebenen Brief, durch welchen er mir die Fortsetzung seiner erlöschenden Lehrthätigkeit in freundschaftlichen, ergreifenden Worten an's Herz legte.¹⁾ Zehn Tage darauf besuchte ich ihn auf meiner Durchreise nach der Schweiz und brachte einen Abend und die halbe Nacht bei ihm zu; ich fand ihn bis aufs Aeusserste erschöpft, elend und todesmüde und dennoch hatte er es sich nicht versagen können, einigen schweren Kranken einen Theil seiner wenigen schmerzfreien Stunden zu widmen, die übrige Zeit verging in Erinnerung an manche schöne zusammen verlebte Stunde, an seine geliebte Schweiz, die er nicht mehr wiedersehen sollte, an jene Heidelberger Nacht im Jahre 64, an die ich jetzt, nachdem zwei hoffnungsvolle Leben aus dem kleinen Kreise gerissen sind, nicht ohne Wehmuth zurückdenken kann, und die ich ihm noch durch etwas Musiciren wieder vergegenwärtigen musste.

1) S. Beilagen, letzten Brief.

Ich habe ihn nicht mehr wiedergesehen. Bei meiner Rückkehr aus der Schweiz am 2. Juli musste man ihn schon für einen Sterbenden halten, ich mochte seinen Schlaf nicht stören.

Die Todesnachricht, die ich wenige Tage später erhielt, überraschte mich nicht; ich hatte meinen theuern Lehrer, meinen besten Freund schon vor Monaten verloren. —

Inzwischen nahm das barbarische Gemetzel, das er glücklicher Weise nicht mehr zu erleben brauchte, das allgemeine Interesse der Menschen vollständig in Anspruch. Während dieser Zeit habe ich viel seiner gedacht und abgewartet, ob einer seiner alten Freunde und ebenbürtigen Mitarbeiter den Vorrang beanspruchen werde, ihm ein literarisches Monument zu setzen; in diesem Falle würde ich natürlich zurückgetreten sein. Jetzt nachdem ein halbes Jahr vergangen, ohne dass eine ausführliche Besprechung seiner Leistungen erschienen, habe ich mich daran gemacht, die sämtlichen zerstreuten Arbeiten zusammenzustellen, und will durch auszugsweise Veröffentlichung für jetzige und spätere Leser fixiren, wie gross sein Einfluss auf die Entwicklung der neueren Ophthalmologie gewesen.

[1884.]

Eine breite Uebersicht über grosse Materiale, Methoden, Kliniker zu erwerben ist gewiss sehr verständig, Paris, London und Wien sind die Orte dafür, aber der magister, in dessen verba man mit den selbstverständlichen Reservationen schwören konnte, fehlt. Graefe ist nicht mehr da und seinesgleichen pflegt ein Jahrhundert nicht in mehreren Exemplaren zu erzeugen.

[1885.]

Ich habe, so lange ich lebe, keinen Menschen gefunden, der sich mit Graefe vergleichen liesse, abgesehn davon, dass ich ihm trotz weiter Trennung der treuste Freund geblieben bin; es war nicht nur seine Person, die auf mich für immer fesselnd gewirkt hatte, es war mindestens ebensosehr seine unerreichte Grösse als Lehrer und Kliniker.

[1885.]

Ich wollte Ihnen damit zeigen, wie ich über die Therapie denke, und kann versichern, dass nicht blinder Fanatismus für Graefe, den ich allerdings sehr geliebt habe und als klinisches Genie bewundere, sondern meine eigenen Erfahrungen seit 30 Jahren den Ausschlag geben. Das Beste, was wir klinisch können, haben wir ja von ihm gelernt, wenn man es auch in der grossen neuen Aera des Jequirity und der Sclerotomie nicht mehr anerkennen will, aber ich bin immer meinen eigenen Weg gegangen und habe damals so wenig „Hurrah“ geschrien, wenn er sich sehn liess, als ich heute sein Grab beschimpfen helfe. Er war Einer von den Wenigen, die Widerspruch ertrugen und von Jedem lernen wollten, er freute sich an jeder Discussion und war nie mehr zufrieden, als wenn wir nicht stimmten. Ich habe von Anfang an seine Extractions-Irrgänge nicht mitgemacht und später sein viel zu grosses Lob dafür geerntet, ich bin auch kein Nachbeter seiner Glaucomlehre, wiewohl ich ihn natürlich für den Schöpfer des Wichtigsten ansehe und seine Grund-Idee theile.

[1886.]

Was ich gebraucht habe, — Begeisterung für unsere schöne Wissenschaft, Streben nach Wahrheit, Treue und Uneigennützigkeit im Beruf, Wohlwollen für jeden ehrlichen Mitarbeiter an unseren Lebensaufgaben —, fand ich früh in so hohem Maasse und so idealer Gestalt, dass ich wohl verwöhnt und anspruchsvoll geworden sein mag. Volle 17 Jahre haben die durch puren Zufall herbeigeführten Beziehungen zwischem dem damals schon nach aussen hin grossen Graefe und dem mehr, als unscheinbaren Provinzialanfänger ohne einen Schatten von Trübung in steigender Wärme und Innigkeit bestanden, ohne dass ich mit Ausschluss von 5 Lern-Monaten Gelegenheit gehabt hätte, ihn durchschnittlich mehr, als vielleicht einmal im Jahre 12 Stunden zu sprechen. Für ihn reichte der Glaube, dass irgendwo Einer redlich an seinem Werke mitzuarbeiten bemüht war, hin, um sich mit ihm Eins zu fühlen und immer neue Verwandtschaftsquellen zu

finden oder herzustellen, — die 12 Stunden von Sonntag früh bis zum Abend, die ich mir jährlich ungefähr einmal schenken konnte, vergingen ausnahmslos in Berlin ohne Intervention eines Dritten im Austausch von Erlebnissen, deren keines ihm zu unbedeutend war, wenn es zu unserem gemeinschaftlichen Streben in Beziehung stand, — ausserdem gab es nur brieflichen Verkehr, in dem jede Meinungs-Differenz (in der Extractionsfrage war sie Jahre lang so gross, als möglich), weit entfernt zu trennen, die Intimität nur zu steigern schien. Und so ist es geblieben bis zum April 70, als er mir sein bevorstehendes Ende anzeigte, ein Andenken schenkte und mich bat, der Sache treu zu bleiben, weil, wie er schrieb, „den meisten Anderen das Academische ja doch nur Mittel zum Zweck sei.“

[1886.]

So lange der arme Graefe gelebt hat, haben sie ihn, wie ich aus seinen Briefen nachweisen kann, nichtswürdig behandelt und in all' seinen Unterrichtsbestrebungen gehemmt,¹⁾ als sie ihn aber mit Pomp begraben hatten und glücklich los geworden waren, da musste ihm auch noch das Ordinariat ins Grab nachgeworfen werden, seine besten Schüler ignorirte man und setzte auf seinen Lehrstuhl einen Extraordinarius. — —

Nun aber angenommen, dass man Sie hartnäckig zurückweist! Mit Graefe hat man einige Jahre das Kunststück gemacht. Dann warten Sie, bis Ihre Poliklinik genügend Material bietet und kündigen (wenn es jetzt nicht etwa verboten ist), wie er es gemacht hat, Vorlesungen in Ihrer Privatklinik an! Im Jahre 1854 hing in Graefe's Klinik ein schwarzes Brett, auf dem zu lesen war: „In meiner Privatklinik liest im Semester 1854/55 Graefe Klinik und Poliklinik, Krankheiten der Augenmuskeln, Schuft Operationsübungen etc. etc.“

[1886.]

Graefe's geniale, übersprudelnd productive Improvisatoren-Natur hielt es für eine Verschwendung, neue Gedanken unfixirt

1) S. Beilagen, Graefe's Briefe über Universitäts-Angelegenheiten.

sich verflüchtigen zu lassen, deshalb hatte er immer einen Schreiber sitzen, dem er in freien Stunden schnell dictirte, was ihm einfiel. So sind seine meisten Abhandlungen entstanden, fast nie corrigirt, fertig geboren aus Journalnotizen, die ein Assistent in der Klinik nachstenographirte, und Literaturquellen-Studien, die ein Dr. d'O. in der Kgl. Bibliothek mechanisch nach dem Titel, von dem gerade die Rede sein sollte, angestellt hatte, mit etwas Graefe'schem Spiritus als Zusatz. Sitzen, nachschlagen, vergleichen etc. — diese vorzüglichen Eigenschaften, in denen * so gross ist, — war ihm unmöglich, ebenso Memoriren, aber dabei hatte er doch Alles im Kopfe bereit, nur dass es für ihn nie ein heilig gehaltener Erbbesitz, sondern ein Stoff war, aus dem sich in seiner Phantasie sofort ein originelles Kunstwerk oder, wenn man will, ein neues, wissenschaftliches Krankheitsgebilde gestaltete. Dass ich mehr, wie die Mehrzahl seiner Zuhörer, mit gespanntestem Interesse seiner Art, sich die Dinge zurecht zu legen, folgte und deshalb leicht auf sie eingehen konnte, mag ihm den Schein erweckt haben, als ginge aus mir Einiges von dem hervor, was er in mich hineintrug.

Aber Graefe war Keiner von denen, die sich auf Kosten Anderer bereichern.

[1886.]

Nehmen Sie sich ein Beispiel an Graefe, — — er hatte keine Ruhe, bis Allgemeingut geworden war, was er für richtig hielt, so oft er auch von Neuem eingesehen hatte, dass Irren menschlich ist. — —

[1886.]

Menschen, wie Graefe, die Alles, was athmet, in zwei grosse Classen, in ophthalmologisch Nützliches und ophthalmologisch Indifferentes theilten und innerhalb der Ersteren die Individuen wiederum nur nach ihrer ophthalmologischen Beschaffenheit beurtheilten, für sich selbst aber kein anderes Lebenselement und keinen anderen Beruf, als den wissenschaftlichen kennen, werden nicht in jedem Jahrhundert geboren.

[1887.]

Ich hätte Allen, die diesen Weg gehen wollen, gewünscht, den reichen Sohn des Königl. General- und Leib-Arztes in der Residenz, die selbst Leute, wie Helmholtz und Kirchhof den Laboratorien entzogen und dem Salon zugeführt, in seinem täglichen, so selbstverständlichen und unscheinbaren, so sonnenhellen und zufriedenen Wirken zu sehn, dass schon ein wenig Seelenverwandtschaft erforderlich war, um zu bemerken, dass die wunderbare Erscheinung, unberührt von Allem, was sie umgab, ganz und gar von ihrer ärztlichen Aufgabe erfüllt war, Nothleidende suchte und die Mittel zum Helfen fand; denn nur darin liegt der Schlüssel zu seiner wissenschaftlichen Eigenthümlichkeit, zu dem schwach Motivirten mancher Reformen, zu den Irrthümern, deren Correctur er gewöhnlich selbst zuerst fand, zu dem Gemisch von classisch Abgerundetem und unfertig Abgebrochenem, dass er mit dem Instinct des Genies direct auf das letzte Ziel, die Heilung, losging und nachträglich den einzigen Weg, der seiner Meinung nach zum Ziel führen müsse, den der exacten Wissenschaft, zu finden versuchte. In einer kleinen Brochüre, die ich Ihnen, wenn sie fertig werden sollte, natürlich zuerst schicken werde, wird Einiges darauf Bezügliche gesagt werden. Anderes, worin deutlich zwischen den Zeilen zu lesen ist, wie er auch im Angesichte des Todes nur an die Zukunft seiner Ophthalmologie als Eigenthum der Aerzte, als Hülfquelle zur Linderung menschlichen Elends dachte, enthält sein letzter Brief an mich.

Ich war einen Tag bis gegen Abend bei ihm gewesen, war dann in mein Hotel gegangen eine Photographie von ihm holen, unter die er mir seinen Namen schreiben sollte. Bald nach mir kam Conheim ihn besuchen und blieb. Ich musste zum Zuge fort.¹⁾

Es wird mir wohl bis an mein Lebensende nicht gelingen, lieber College, ohne tiefe Wehmuth den Brief zu lesen und mich des Abends zu erinnern, wie elend und verlassen, in sich zusammengebrochen die sonst so elastische Gestalt meines geliebten Graefe in dem glänzend erleuchteten, zu frohem Lebens-

1) S. Beilagen, letzten Brief.

genuss eingerichteten Salon zurückblieb, wie sein tief dunkles, gutes Auge mir folgte, als hätte es mir noch viel zu sagen. Viel später erst, als ich wieder und wieder seine Briefe gelesen hatte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: auch dieses verkörperte Ideal eines Wesens, das wie durch ein Wunder plötzlich auftaucht, durch sein glänzendes Licht sich weithin bemerklich macht, für die kurze ihm zugemessene Zeit aus allen Theilen der Erde das Elend um sich sammelt, um zu lindern und zu helfen, um späteren Generationen der Menschheit, die er liebte, für die er allein lebte, durch Theilung der Arbeit mit Freunden und Gesinnungsgenossen ihr Loos zu erleichtern, — auch dieser schöne Stern musste einsam seine Bahn wandeln, — —

Was ich hier niederschreibe, habe ich gesehen oder aus Graefe's Briefen, wenn nicht von ihm persönlich, erfahren. Sie können daraus entnehmen, wie beschaffen die Träger der bekanntesten Namen waren, von denen begleitet dieses wunderbare Geschöpf, wie für einen einzigen Zweck praedestinirt, seinen eigenen Weg ging, unbekümmert um Undank und Schlechtigkeit gegen seine Person, dankbar jedem, der auf dem ihm angewiesenen Platze seine Zwecke förderte, jeden in seinem Interesse zu fördern bereit, dem er sich für der Sache geleistete Dienste persönlich verpflichtet fühlte. Der Weg zu ihm war nur durch Ophthalmologie zu finden, auf diesem Wege hatte sich eine über alle Nationen verbreitete, grosse Gemeinde um eines Lehre gebildet, deren jedes Mitglied — mochte er es gesehen haben oder nicht — ihm als solches nahe stand, auf Ueberschätzung seiner Leistungen und Förderung seiner Intentionen jederzeit rechnen konnte, — die Menschen selbst, ihren Character kannte er nicht, weil sein ganzes Wesen seinem Berufe gehörte; nur die Wenigen, die ihn täglich umgaben, sich ihm gewissermassen unwillkürlich aufdrängten, musste er von anderen Seiten, die ihn sonst nichts kümmerten, kennen lernen, sein Urtheil war schnell, scharf und untrüglich, sachlich unbeugsam, der Person gegenüber human bis an die äusserste Grenze. Der Kummer über die Erfolglosigkeit seines Lebens, in dem er die Augen für immer schloss, erklärt sich daraus, dass er seine Umgebung kannte und die grosse Schule vergass, der wenige Brocken genügt hatten, um sich in seinem Sinne fortzubilden und zu befestigen. — —

Als ich nach Berlin (1854) kam, stand Graefe schon auf der Höhe, die Fürstin P. lag mit Retinitis albuminurica in seiner Klinik, Friedrich Wilhelm IV. besuchte sie (beiläufig gesagt für den Sohn des geadelten Königl. Leib- und Generalarztes die widerwärtigste Unterbrechung in seiner poliklinischen Arbeit), täglich wechselten um ihn decorirte Ignoranten aus allen Ländern, denen er antworten musste, — ich benutzte mein Vermögen, wenige hundert Thaler, um mir in Wien Kenntnisse und damit einige Ansprüche auf Assistentenstellen, Praxis u. dergl. zu schaffen, blieb unterwegs einige Tage in der Carlstrasse hängen und folgte dem Zufalle, als Graefe mich einlud, mir sein Treiben etwas genauer anzusehn (es hatte ihm imponirt, dass Einer seiner zahlreichen Gäste und dazu noch ein Königsberger wusste, was man Staphyloma corneae nennt).

Kann ein Kind der grossen neuen Zeit auf die Idee kommen, dass ein reiches, adliges, von aller Welt auf Händen getragenes Berliner Wunderkind einen beliebigen Proletarier festhält, um möglicher Weise eine Arbeitskraft für den grossen Beruf, der ihn erfüllte, zu gewinnen? Nichts lag mir ferner. Ich acceptirte das Gebotne wie ein Geschenk, das ein gutherziger Millionär bei guter Laune einem beliebigen Fachgenossen zukommen lässt, ohne sich etwas zu entziehen, das man also, ohne sich zu schämen, annehmen kann.

Meine Auffassung der Sache legte mir persönliche Zurückhaltung auf: jeder wollte der Nächste sein und sehn, ich wollte nicht lästig werden, wenn er mich nicht heranrief, was allerdings immer öfter geschah und mir wenig Freunde machte. Er machte mich auf Vieles aufmerksam, fragte mich auch mitunter, als ob ich etwas von der Sache verstünde, war gut gegen mich, wie gegen Alle, aber in der Klinik war sein bester Freund immer der Blindeste. Seine ganze Grösse, wie sie mir jetzt erscheint, habe ich erst sehr spät begriffen, aber dass ich einem Phaenomen gefolgt war, wusste ich nach wenigen Tagen, für seine Ophthalmologie hatte er mich gewonnen, und nachgelaufen wäre ich ihm, wenn er gewollt hätte, wie ein Hund in's Wasser. Mit der Aeusserung solcher Gefühle pflegt man lästig zu werden oder sich lächerlich zu machen, wenn man nicht gefragt wird. Ich zog es vor, Tag und Nacht zu arbeiten, klinische Erlebnisse zu notiren, seine Bemerkungen mir zurückzurufen, mich

in der Optik möglichst fest zu machen und das Colleg über „Muskellähmungen“ zu begreifen. Damit besiegte ich die Assistenten: den braven Michaelis, den alten guten Arndt, ferner Schuft (jetzt Waldau) — — und den treuen, — — Ewers. Zwei Semester hatten sie vergebens auscultirt, hielten mich also für einen Renommisten, aber als ich ihnen den Trochlearis zum ersten Male klar machte, da war das Eis gebrochen. Vielleicht haben sie es ihm erzählt. Bald darauf durfte ich die Abend- und Nacht-Visiten bei den Operirten mitmachen, ich lebte nur noch von ophthalmologischer Nahrung, fing an zum Inventarium zu gehören, aber persönlich kam es zu Nichts: seine Gedanken gehörten der Sorge für Hunderte von Kranken, therapeutischen Problemen, physiologischen Speculationen, — meine klinische Zeit war ein unaufhörliches Recipiren dessen, was ich sah und hörte, bis zur Grenze des Ausspannens.

Zwei Monate war ich bei ihm gewesen, da kam eine Karte: „Fahren Sie morgen zu Arlt! Ich habe Sie zum Operationscurs angemeldet. Er ist der beste und exacteste Lehrer.“ Ich hatte kaum Zeit zu danken. „Sie bleiben nun schon dabei? Nicht wahr? Ich glaube, wir sind auf gutem Wege. Ohne Operiren geht's aber nicht, also nehmen Sie die Gelegenheit wahr! Sie sind gut empfohlen.“

Noch eine Wohlthat, für die ich Dank genug empfand. — — Ich war in den 4 Wochen pathologisch durstig geworden. Von früh bis spät hörte ich Curse und Kliniken — — aber zum ersten Male merkte ich, was meinem Cerebrum in den zwei Monaten gewohnte Nahrung und gewohnte Arbeit geworden war. Bei Engel und Pitha, bei Weitem den besten und jedenfalls hervorragenden Lehrern, half die Abwechslung des grossartigen Materials, aber — die Anderen. — — Und die Sicherheit und Zufriedenheit, wo es in der Carlstrasse Fragezeichen ohne Ende, Probleme über Probleme, Analogieen aus allen Ecken der Wissenschaften gegeben hatte! — —

Da kam wieder die rettende Handschrift. Kleines Couvert, kleine Karte. „Wenn Sie fertig sind, erwarte ich Sie morgen. Vier Wochen bleiben wir noch zusammen, dann reise ich, Sie können Poliklinik abfertigen. Graefe.“ Am liebsten wäre ich per Extrazug gefahren. — — Er war der Alte: noch mehr überlaufen, noch rastloser und productiver, die erste Lieferung Archiv

wurde von dem überfruchteten Cerebrum geboren, jeder sollte zu dem grossen Neubau beitragen, was er beobachtet oder erdacht hatte, die Zeit verging rasch. Ein kurzer persönlicher Abschied: „ich rechne auf Sie, das Archiv wird Ihnen immer offen stehn, aber Sie müssen mir auch ausserdem schreiben, was Sie erleben, jeder muss auf seinem Platz arbeiten, das sind wir der Wissenschaft schuldig. Sie haben mir viel Freude gemacht. Gott mit Ihnen!“ Was blieb mir? Sollte ich ihm sagen, dass mir das Leben ohne ihn Nichts werth sei, und dass ich mit allen Kräften in seinem Sinne wirken wolle? — —

Ich hatte noch nicht meine Wohnung bezogen, als einige Extrahirte zu mir schickten, die Graefe an mich gewiesen hatte. So suchte er Jedem den Platz zu sichern, an dem er seine Schuldigkeit thun sollte.

1855, also ein Jahr nach Berlin, heisst es in einem Briefe an den kaum dimittirten Schüler, der in der Provinz auf Honore und Kranke vigilirt:

„Wie sehr würden Sie mich durch Mittheilungen aus Ihrem ophthalmologischen Leben verbinden! Es ist nie zu spät zum Lernen, und traue ich Ihnen ohne alle Schmeichelei im vollsten Maasse Offenheit und Beobachtungstalent zu, um mit Freude Ihre Erfahrungen für mich zu verwerthen. — Meine Verdienste für Ihre Laufbahn schlagen Sie sicher viel zu hoch an; sollte ich aber wirklich, wenn auch nur spurenweise, einen Antheil an Ihren Erfolgen haben, so würde ich mich darüber sehr glücklich fühlen.“

1863. Vor Heidelberg.

„Am besten wäre es, Sie kämen selbst in Person am 3ten nach Hotel Schrieder. Vielleicht packt Sie irgend ein guter Genius. Wir könnten recht von Herzensgrunde discutiren, ich selbst fühle recht das Bedürfniss. Man redet sich selbst so leicht in gewisse Standpuncte hinein und braucht es, dass ein Anderer Einen herausredet. Kommen Sie und erfreuen Sie etc. etc.“

[1887.]

Der erste Brief¹⁾ (4 Bogen) wird Sie interessiren, weil er Ihnen zeigt, wie nichtswürdig die Facultät ihm mitgespielt hat. Immer sassen die guten Freunde in Berlin und raubten, und in allem Elend litt er allein für sich und die Seinen ohne einen Freund, der ihm sein Schicksal tragen half.

Verstehen Sie, was er über meine Brochüren²⁾ andeutet?

Man muss ihn gekannt haben, um zu verstehn, wie das gute Geschöpf, das Niemand weh thun konnte, heute findet, dass ich doch vielleicht hätte abwarten sollen, morgen in heller Entrüstung dem Minister Alles vor die Füße werfen will, wenn er nicht sofort Kliniken baut, und übermorgen sich wieder durch Redensarten beruhigen lässt. — —

[1887.]

Sie hatten mit Graefe keine guten Erfahrungen gemacht, sie passten nicht zusammen, es drückte ein unheimliches Gefühl, von dem bescheidensten Menschen, der jede Tüchtigkeit respectirte, jedem das Seine liess und ihm mehr gab, als ihm zukam, so himmelweit überragt zu sein. Er war ihr böses Gewissen gewesen. Galt es medicinische Dinge, — gleichviel in welchem Fache —, so war Keiner zu finden, der lebhafter Theil nahm, lieber lernte, klüger interpellirte und nie satt wurde, — galt es, wie gewöhnlich, ihre Lappalien, Intriguen, kleinlichen Reibereien unter einander oder mit der Regierung, dann lachte er sie aus oder lief fort und kam in die Klinik. Für keine Clique zu gewinnen, immer höflich und theilnahmlos für Alles, was die Leute Monate lang in Bewegung setzte, war er Allen „zu vornehm“. — —

Eitelkeit, Ehrgeiz und wie all' die schönen Dinge heissen, zeigen sich bei den Meisten nicht, ehe sich zufällig eine günstige Gelegenheit zu ihrer Befriedigung bietet, das Genie allein kann seine Bahn nicht verlassen, was für Schwächen ihm auch sonst

1) s. Beilagen.

2) S. Anm. S. 14. Die drei Brochüren sind wieder abgedruckt in Jacobson's Briefen an Fachgenossen. Königsberg i. Pr. 1894.

ankleben mögen; denn ihm ist sein Beruf die Lebensluft, in der es athmen muss, um seiner Natur nach existiren zu können. Und da bin ich wieder bei unserm herrlichen Graefe! Wie viel Schwächen mag er gehabt haben! Vielleicht mehr als unser Einer, aber sie gehörten ihm nicht, nicht seinem Wesen, sie waren irgend ein Accidens, das mit der Individualität, die ungestört ganz und gar der Ophthalmologie gehörte, für den Moment von ihr abgelenkt immer wieder auf sie zurückprallen musste, nichts zu schaffen hatte. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, seine Wissenschaft war das einzige Medium, durch das man sich ihm nähern, das einzige, in dem er, ohne in Unruhe zu gerathen, leben konnte.

Die No. I¹⁾ trägt die Jahreszahl 1868. Vierzehn Jahre vorher schon schickten alle Nationen ihre schwersten Augenkranken zu Graefe: in den wenigen Monaten meines Aufenthalts besuchte Friedrich Wilhelm IV. seine Freundin, die Fürstin P. in Graefe's Klinik, die Mutter des russischen Kaisers war operirt, ein Plantagenbesitzer aus der Havannah kam zum dritten Male ohne sonstiges Geschäft nach Berlin, um sich nach zwei Extraktionen den Nachstaar discidiren zu lassen etc., auch für die Berliner Heroen aller Facultäten gab es nur in der Carl-Strasse Schutz gegen Erblindung, in der Poliklinik drängten sich, wie in den Vorlesungen, junge und alte Aerzte um die neue Sonne, — aber die Studenten fehlten; denn die Weisen und die Regierenden hatten beschlossen, dass Graefe zwar ein grosser Specialist, eine Art Genie, Jüngken aber der eigentliche Ordinarius, durch seine Ignoranz Jedermann erreichbar sei, und der Staat muss bekanntlich nicht für Genies, sondern für den blöden Durchschnitt sorgen.

Und Graefe konnte 14 volle Jahre weiter arbeiten, wachsen und seinen Ruhm verbreiten, und die No. I vom Jahre 1868 konnte nicht ein lächerlicher Anachronismus, sondern eine höchst revolutionäre, gefährliche Schrift sein, wegen deren die Facultät den Verfasser in eine Disciplinar-Untersuchung verwickeln wollte!

1) Die erste der drei Broschüren vgl. Seite 66.

Heute klingt's sonderbar. Aber mehr noch! Graefe selbst konnte all' die selbstverständlichen Dinge noch als nothwendige Kämpfe für die gute Sache, denen er, sobald es seine Gesundheit erlaube, sich anschliessen werde, ansehen: denn all' sein Arbeiten, seine Connexionen, seine Memoires an das Ministerium hatten ihm Nichts geholfen, — nach dem Urtheil der Facultät schickte sich sein Unterricht nicht für Studenten, sein Lehrfach nicht für eine Vertretung in der Facultät.

Schliesslich wurde das Monument fertig, — eine rein officielle Festversammlung, wenig Ophthalmologen, ein Feuilleton aus der Nationalzeitung, von Schweigger einschläfernd abgelesen, — ein verregneter theatralischer Studentenaufzug, dem wenige Schüler sich angeschlossen hatten, und unter Langenbeck's geheimrätlichem Speech fiel die Hülle eines schlechten Monuments, das, wie Sie wissen, seinen Platz in der Nähe der von Graefe meist gehassten Charité gefunden hat! — Abends assen wieder Leute, die gern soupiren, zusammen, und wenn Ed. Meyer nicht endlich aus ehrlichem Herzen ein schönes Bild des Verstorbenen und seiner Getreuen entworfen hätte, eine Verwechslung mit einem Souper für den Polizeipraesidenten, der auch erschienen war, wäre leicht möglich gewesen.

Als Graefe von seiner schweren Pleuritis, während deren er, da Friedreich und Traube prognosis mala gestellt hatten, mit seiner späteren Frau auf dem Sterbebette die Ringe wechselte, endlich mit einigen Kräften nach Hause kam und seine Geschöpfe, den Verwalter der Klinik nebst Herrn X. und Consorten, die Ersten, denen er für ihre treue Vertretung aus warmem Herzen danken wollte, — — in alle Winde zerstreut fand, oder richtiger „nicht fand“, schrieb er mir: „Dank können nur Neulinge im Leben erwarten, auf persönliche Anhänglichkeit zu rechnen, wäre natürlich Thorheit, aber ich wünschte nicht erfahren zu haben, dass es Menschen giebt, die für Einen, der nach langem Sehnen kurz vor dem Ziele Alles verlieren soll, kein Gefühl des Mitleidens haben; denn ich fürchte, es verbittert und macht ungerecht gegen Andere.“

[1887.]

Habe ich Ihnen einmal erzählt oder geschrieben oder in Briefen gezeigt, dass der wunderbare Mensch, der buchstäblich ganz und gar von dem Streben, in den Grenzen seines Könnens Unglücklichen zu helfen, erfüllt, jeder anderen an ihn herantretenden Anregung unzugänglich und bei aller Bescheidenheit der vollen Befähigung zu seinem Beruf sich bewusst war, nach den beispiellosesten, persönlichen Erfolgen und von Schritt zu Schritt sich mehrenden Befriedigungen seines therapeutischen und wissenschaftlichen Strebens vier lange Jahre in tiefem Kummer hinsiechte, mit klarem Verstande sich anklagend, ein Leben, das zu einem edlen Zwecke mit allen Mitteln ausgestattet war, durch Leichtsinn und Mangel an Consequenz vergeudet zu haben? Helfen, wo Andre nicht helfen konnten, war schon eine Thätigkeit, die er mit allen Faulheiten und Genüssen des Paradieses nicht vertauscht haben würde, aber sie wurde mit der Zeit selbstverständlich und nicht umfangreich genug, — neue Welten entdecken, wo die alten Pathologen von allerlei Luftgebilden geträumt hatten, das war ihm, wie ich aus der Glaucom-Zeit weiss, eine ganz andre Glückseligkeit, wie sie Andre, als geniale Entdecker in Kunst und Wissenschaft nie empfinden mögen, — aber er lebte mit all' seinem Wünschen und Empfinden zu sehr, zu eng verbunden mit Freud und Leid der Menschheit, als dass er eines Gewinnes, an dem nicht Alle Theil nehmen konnten, sich hätte erfreuen sollen. Seine klinische Thätigkeit war die Summe von Versuchen, seine geistigen Producte zum Theil die unerschütterliche Grundlage weiterer Bestrebungen, zum grösseren Theil die fertige, vollendete Lehre, durch deren Verbreitung und Befestigung für alle Zeiten geholfen werden sollte, so weit es Lehrstühle zur Ausbildung practischer Aerzte gab. Mit dem Geleisteten, wenn auch Vieles Anderen überlassen werden musste, unzufrieden zu sein, war er zu bescheiden, er dachte nie daran, ein Ganzes zu schaffen, aber hinter der Grenze seiner Anlagen zurückzubleiben hielt er für ehrlos und keine Zeit meinte er, dürfe verloren werden, Jeden aus wissenschaftlichen Fortschritten Nutzen ziehn zu lassen. Und nun sah er deutlich das Stadium seiner Tuberculose, hatte einem falschen Ministerium vertraut, konnte für staatliche Kliniken nicht mehr erfolgreich eintreten, hatte selbst

eine industrielle Schaar ausgebildet und sah nach dem Aussterben seiner Generation den Unterricht an die Chirurgie zurückfallen, seine ganze Lebensarbeit, von der das Ausland nur höchst oberflächliche Kenntnise hatte, für lange, wenn nicht für immer, begraben, durch seine Schuld für die Hilfsbedürftigen verloren. So klingt's aus Allem, was er mir in den letzten Jahren schrieb, es ist der rothe Faden, der sich durch jedes vertraute Gespräch zog, es sind die letzten Worte, die er wenige Tage vor seinem Tode in der Hoffnung, dass ich meine Schuldigkeit thun werde, an mich richtete.

Was wir brauchen, „helfen zu können, wo Noth ist, ohne Unterschied der Person“, das haben wir vorweg genommen, das erneuert sich uns in jeder Stunde und ist unzerstörbar.

Das war das Einzige, was Graefe nicht suchte (denn auch er hatte es für selbstverständlich gehalten, weil es in ihm war), aber als selbstverständlich voraussetzte, worüber er nicht müde wurde, mitzutheilen und sich mittheilen zu lassen, weil Eines oder das Andre doch nicht jedem noch so überlaufenen Praktiker vorkommt, woran sich immer wissenschaftliche Fragen, die auf das therapeutische Ziel lossteuerten, knüpften, was er mit offenen Armen aufnahm, weil es ihm so selten zu Theil wurde.

Es war meine Absicht, Allen, die hören wollen, das wahre Bild des selbstlosesten, genialsten Arztes, unseres unersetzlichen Graefe, zu skizziren. Der Contrast zu jenen (den heutigen) Heroen kann Nichts so deutlich zeigen, als die neue Extraction, „das Centrum unsrer practischen Thätigkeit“, wie er es nannte, wegen deren er die letzte, klinische Visite ausnahmslos um Mitternacht machte, um die nächtliche Exacerbation und die Aufmerksamkeit der Krankenwärter mit Rücksicht auf die Suppuration der Cornea zu beobachten, bis er die Fruchtlosigkeit einsah, sich mit Daviel begnügte und auf's Glaucom überging.

[1887.]

Man weiss nicht (was in Gesprächen und Briefen vielfach zum Ausdruck gekommen ist), dass der sorglose, immer producirende Graefe 1868 fast plötzlich zusammenbrach, den Muth

verlor, und zum ersten Male die Dinge sah, wie sie lagen: kein Universitätsunterricht, kein Anlauf zu ernsten, wissenschaftlichen Arbeiten unter den Berlinern und Consorten, die Spezialisten in der Literatur oben auf, die alten Todtengräber jedes ernsten wissenschaftlichen Fortschreitens ohne Lüge, Reclame und therapeutische Wunder. Damals schrieb er mir: Sie haben immer Recht gehabt, mein Leichtsinn, mein blindes Vertrauen ist an Allem Schuld. Es war die Handlung eines Kindes oder eines Verrückten, eine Wissenschaft ohne Kritik aufbauen zu wollen, immer produciren und produciren zu lassen und nie umzuschauen, was mit den Jahren zusammengetragen ist. Das Archiv sollte eine streng wissenschaftliche Kritik in einem aparten Abschnitt üben, oder ein neues Organ sollte gegründet werden. Er wurde noch für Tage gesund, um immer wieder zurückzufallen, bis die Sache ein Ende hatte.

[1887.]

Wie Graefe auf Kranke, Lehrer (Arlt), Schüler, Collegen (mit 27 Jahren Vorsitzender der grossen medicinischen Gesellschaft in Berlin) gewirkt hat, wissen Sie per traditionem. Allen Nationen, allen Ständen erschien er als etwas Ungewöhnliches. Dabei war seine Erscheinung, sein Auftreten so einfach, wie möglich, die Externa, die er dem Publicum bot, waren fast lächerlich (wenn ich nicht irre, Anfangs 3 Zimmer mit 5 Betten).

Unter den Ophthalmologen aber gab es, wenn wir von den Mumien Jüngken und Böhm, für die seine Erfolge eine Lebensfrage waren, und von dem klugen, in seiner Eitelkeit gekränkten Hasner absehen, nur sehr Wenige, die sich ihm gleich stellten.

[1888.]

Ich meine, die Meisten, die Graefe's Schriften bewundern, und bewundert zu werden verdienen sie (er war 27 Jahre alt, als er die erste Lieferung des ersten Bandes fast allein schrieb), wissen garnicht, was sie so anzieht. Es war das, was man heute „Mangel an Wissenschaftlichkeit, an exacter Methode etc.“ nennt, es war das rein ärztliche, klinische Genie. Er verstand recht viel von Mathematik und Optik, mikroskopirte für damalige Zeit

gut, wollte eine Zeit lang Physiologie als Fach studiren, besonders als Nerven-Physiologen hielt Romberg ihn für den besten — und von all' den schönen Dingen ist in seinem Archiv Nichts zu finden. Wer ihn öfter liest, merkt wohl, dass er die Sachen beherrschte, aber sie blieben latente Mittel zum Zweck, während Beobachten, Diagnosticiren, aus der Diagnose den Faden zur Therapie finden, sein eigentliches Element war.

[1888.]

Wozu hätte man Graefe gekannt, als um an seinem Beispiele zu sehen, dass man der Sohn eines geadelten, königlichen Leib- und General-Arztcs der Armee sein und doch seine volle Befriedigung nur darin fühlen kann, unserem schönen Berufe zu leben und mit den Wenigen, die selbstlos ihrem Leben denselben Zweck gegeben haben, zusammen zu halten?

[1888.]

Als nun nach 9 Jahren ein Königsberger Anfänger die von ihm in jeder Vorlesung für unlösbar erklärte Aufgabe seinen Principien entgegengesetzt gelöst zu haben meinte, da war Er, obwohl die Methode ihm missfiel, der Erste und Einzige, der, um zu helfen, von Daviel abfiel, und als er eine scheinbar absolut unähnliche Methode gefunden hatte, um der Wahrheit und der Wissenschaft willen mit jedem Jahr mehr seine Linearität missachtete, der Königsberger Lappen-Grösse und Lage das Verdienst zusprach.

[1888.]

Gerade ich [*habe erfahren*], wie Graefe immer, auch am Krankenbette, wissenschaftlich arbeitete, die Sprechstunden fast ausschliesslich als ermüdende Erwerbsstunden, die das reiche Publicum forderte, ansah, wie er jede Meinungsdivergenz mit

Gründen belegte, deren Richtigkeit gewissenhaft prüfte und seinen Schülern für's Leben mitzugeben suchte, es sei sehr gleichgültig, ob Müller oder Schulze uns vorwärts bringe, die Namen könnten fortfallen, wenn nur der Inhalt unserer Disciplin sich auf gutem Wege weiter entwickele.

Ich konnte meinen Lappen selbst Graefe nicht ohne Chloroform machen lassen, er konnte Chloroform nicht vertragen. Nun kam ein Brief nach dem anderen¹⁾: Wenn es auch ein grosses Opfer sei, bitte er mich doch dringend nach Heidelberg zu kommen, er habe die Sache auf die Tagesordnung gesetzt, sie werde von allen Seiten angegriffen werden, er könne nicht dafür eintreten, weil er sie nie gemacht habe, also werde die Sache todt gemacht werden. Furcht hatte ich noch weniger als Geld, fuhr also nach Heidelberg, hörte am Vorabend unter Fremden so oft 100, 200, 1000 Gulden, dass ich glaubte, ich sei an der Börse. Plötzlich erscheint in der Ferne eine hagre Gestalt, die ich ohne Brille nicht erkannte, und steuert auf die Gegend zu, in der ich sass. Noch einige Secunden, während deren die Geschäftsfreunde unruhig werden, einige sich erheben und von der Bier-Veranda aus entgegen gehen, da geht's *accelerando*, und ohne sich umzusehn, aber um so mehr angestaunt, hat mein liebes getreues Geschöpf mich umarmt und kann mir gar nicht genug danken, dass ich ihm zu Liebe das Opfer gebracht habe, in der nächsten Minute von einem zum Anderen, um zerrissen zu werden, woran ich mich nicht theiligte! Von Neuem begafft ging er mit mir nachher etwa $\frac{1}{2}$ Stunde auf und ab und ich berichtete ihm, neulich einem armen Arbeiter das einzige Auge vermutlich durch Ungeschicklichkeit genommen zu haben (*Synech. totalis post. bei Conj. granul. mit Kerectasia ex panno. — Wundeiterung, Panopth.*) „Haben Sie keine Schuld, kommt 1 auf 120 mal, da können Sie sich trösten, 1:120 bis 150. Welche Haut, welche Cornea, wie bei der Extraction, aber natürlich viel seltener!“ (echt Graefe). Einer nach dem Andern kam, kurze Vorstellung mit kühler Herablassung, dann in einen Saal, aus dem ich bald auf mein Zimmer ging. „Ich darf Sie doch morgen als Ersten auf

1) S. Beilagen,

die Tagesordnung setzen? Es wird lange dauern.“ Ich bat um den zweiten Tag, weil ich erst ungefähr hören wolle, wie kurz man sich fasse, wie die Art der Debatte sei, und ging. — Am nächsten Morgen 9 Uhr Eröffnung. Präsident: Donders(?) Graefe ruft auf: Knapp über Hornhauttrübungen. Zweiter: Dr. Jacobson. Solche Scherze konnte sich Graefe nicht versagen, und da er auch noch boshaft genug war, zu lachen, fing ich damit an: mir sei die Sache zwar bekannt genug, da ich sie eben geschrieben, aber für einen geordneten Vortrag könne ich ohne Vorbereitung nicht stehn. Daran sei Graefe Schuld. Nun machte er sein schlauestes Gesicht: „er habe mich ganz missverstanden, bedaure sehr, aber es werde ja wol gehen“. —

Von 10 bis 3 oder 4 Uhr allein gegen eine Reihe, die mit Rothmund, Arlt anfing. Donders beantragt Mittagspause, dann aber den interessanten Gegenstand fortzusetzen. Nach Tisch Fortsetzung. Es fing an zu dunkeln. Da meldet sich zum ersten Male (es lag schon so etwas Dämmerungsblässe auf dem Gesichte) eine hagere Gestalt mit frei herabhängendem Haar, das Haupt etwas müde gegen die Brust geneigt, die Arme matt herabhängend, die ganze Haltung halb träumend, halb nachdenkend, es wird immer stiller in den Reihen der Stuhlbesitzer, die sich endlich Alle nach dem Tische des Vorsitzenden, an dessen kurzer Seite der neue Redner steht, gewendet haben, da erhebt sich die graciöse, elastische Gestalt, wirft den Kopf etwas zurück und beginnt, die milden, dunklen Augen energisch geöffnet, gegen die Richtung hin, in der Vormittags Rothmund noch siegesgewiss gespottet: „Ja, meine Herren Collegen, nach dieser Debatte, die im wahren Sinne des Worts mir einen erschütternden Eindruck gemacht hat, können wir unserem Collegen nur doppelt dankbar sein, dass er das Opfer der Reise nicht gescheut hat, um Angriffe niederzuschlagen, die Keiner von Ihnen weniger missbilligen wird, als ich. Wenn von Iridectomie die Rede gewesen ist, so meine ich, hätte ich einen Anspruch erwähnt zu werden, oder wusste College Rothmund etwa nicht etc. etc.“? Und nun gab's ein Granatfeuer gegen Rothmund, dann kam „mein lieber alter Freund Arlt“ mit der cyclitischen Lappeneiterung heran und so ein Opponent nach dem anderen, bis er sich mit meiner obligatorischen Iridectomie (wegen deren er eben gegen Mooren eine Anmerkung in Zehender geschrieben

hatte), nicht einverstanden erklären könne und dann Punkt für Punkt erst durch die Discussion sich überzeugt habe, dass er immer mehr bedauern müsse, Chloroform nicht einathmen zu können. Um so mehr aber halte er es für seine Pflicht, zu erinnern, dass den Collegen obliege, die Sache sofort in Angriff zu nehmen, 1865 zu berichten und schon jetzt mir den wärmsten Dank für die Sache und für die Erklärung auszudrücken.

Abends bis Morgens 3 Uhr musste ich ihm in einem aparten Zimmer Beethoven-Sonaten spielen.

Beilagen.

Briefe A. v. Graefe's an J. Jacobson.

[*Ueber Staarextraction.*]

Berlin, 27. April 1863.

„Verehrter und lieber Freund! Ich schreibe Ihnen unter dem ersten Eindruck Ihrer interessanten Schrift, aus deren Studium ich mir gestern ein Sonntagsvergnügen gemacht. Vieles darin ist mir aus der Seele gesprochen, vieles Andre scheint mir sehr beherzigenswerth, und das Ganze, welches so viele flagrante Fragen der praktischen Ophthalmologie anpackt, wird gewiss die Aufmerksamkeit der Fachgenossen in hohem Grade binden. Dass Sie bei dieser literarischen Expedition in das Centrum unserer Wissenschaft — denn als solches betrachte ich, so zu sagen, die Lappenextraction — Ihres Berliner Freundes in so ehrenvoller Weise gedacht, hat mich sehr glücklich gemacht. Manchem Würdigeren hätten Sie Ihr Opus widmen können, Keinem aber, den Sie dadurch mehr erfreut und zu Danke verpflichtet hätten.“ — —

Gar zu gerne möchte ich mit Ihnen über manches diskutieren, denn natürlich finden sich unter so vielen und wichtigen Fragen auch die entsprechenden Zankäpfel. Hierzu rechne ich vor allen Dingen die Eiterungsvorgänge nach Extraction, welche ich unsern anatomischen Resultaten zufolge der Hornhaut (Wundeiterung) zuschreiben möchte, obwohl sich schon in sehr kurzer Frist die ersten Ansätze der iritis propagata nachweisen lassen. Wenn Sie Zehender's Monatsschrift halten, so interessirt es Sie vielleicht, das April- und Maiheft nachzusehen, für welches ich einige im Januar gehaltene Vorträge über Extraction eingesandt, denen ich noch andere nachsenden wollte. Einige bezügliche Fragen, natürlich in der Kürze eines klinischen Vortrages, sind dort berührt.

Glücklich können Sie in der That über Ihre Resultate sein, besonders wenn sich in Zukunft dasselbe Zahlenverhältniss erhält. Ich habe es dahin nicht bringen können, so eifrig mich auch die Cultur dieser Operation beschäftigt hat. Das Material für eine Monographie über die Lappenextraction habe ich neulich mit dem 1500sten Fall meiner Klinik abgeschlossen und hoffe es in den nächsten Ferien zu verarbeiten. Vielleicht interessiren Sie folgende vorläufige Mittheilungen.

Gesammtresultat der 1500 Fälle:

Volle Resultate (mindestens $\frac{1}{4}$ Sehschärfe)		80 pCt.
Größere Resultate (mindestens $\frac{1}{40}$ Sehschärfe, können sicher allein gehen)		7 =
Helle Resultate (mindestens Finger auf 1')		6 =
Nicht-Erfolge (nicht alle phthisisch, aber doch ohnenennens- werthes Sehvermögen)		7 =

Resultate seit consequenter Einführung des Druckverbandes (circa 900 Operirte)

Volle	84
Größere	6
Helle	6
Nichterfolge	4

Besten Erfolge.

Resultate an den Privatkranke der letzten 6 Jahre (Druckverband), (circa 250 Operirte)

Volle	91
Größere	4
Helle	3
Nichterfolge	2

Schlechteste.

An den Proletariern der ersten 6 Jahre (ohne Druckverband), (circa 450 Operirte)

Volle	72
Größere	10
Helle	4
Nichterfolge	14

Kommen Sie nicht dies Jahr nach Heidelberg? Da gehörten Sie doch wahrlich hin und wir könnten uns hübsch austauschen. Ich werde zu glänzenden Statistiken wohl auf keine Weise gelangen, weil die Individuen zu miserabel sind. Ueber $\frac{1}{3}$ fast $\frac{2}{5}$ der Armen, die zu mir kommen, sind bereits auf dem einen Auge unglücklich extrahirt oder reclinirt, die meisten so verhungert, dass von einer andern Nachbehandlung als guter Nahrung kaum die Rede ist. Deshalb auch der auffallende Unterschied zwischen den Privatzimmern und gemeinschaftlichen Sälen.

Ausserdem interessirt hat mich die Zulässigkeit resp. Vortrefflichkeit des Chloroforms. Ich gestehe, dass ich das Mittel mehr für das Allgemeinbefinden der marastischen Subjecte als für das Auge gefürchtet habe, werde mich aber mit Freude eines besseren belehren.

Werden Sie noch etwas Genaueres über die Operationsresultate publiciren? Oder wollen Sie mir, zur Befriedigung meiner Wissbegier, eine private Mittheilung darüber machen? Wollen wir uns nicht überhaupt einigen über gewisse Kategorien der Erfolge? Mooren hat das verabsäumt und mir neulich zugegeben, dass er neben den Nichterfolgen freilich nicht wenige halbe Erfolge habe. Die Schärfe muss als Ausgangspunkt genommen werden. An Offenheit und Wahrheitsliebe wird es uns Allen nicht fehlen, denn ich denke, wir haben die Wissenschaft zu lieb zum Lügen und setzen die allerhöchste Ehre darin, nicht der Glücklichsste, sondern der Wahrste zu sein. Erfreuen Sie noch durch gelegentliche Notizen (die natürlich nur für mich sind)

Ihren treu ergebenen und dankbaren

A. v. Graefe.

Mein Brief sollte ein Dankbrief sein, und ist ein Schwatzbrief geworden. Am liebsten möchte ich Ihnen es mündlich sagen, wie hoch Sie mich erfreut haben.

[1863.]

Mein lieber verehrter Freund!

Wenn ich erst jetzt tandem aliquando in die Musse der Ferien eingerückt, mich anschicke, Ihr freundliches Schreiben vom 19. Mai zu beantworten, so sehen Sie hierin, ich bin es im Voraus versichert, keine Undankbarkeit, sondern lediglich den Effekt meiner Berliner Zeitnöthe. — Nichts in der That kann mich mehr interessiren als die in unserer jüngsten Correspondenz angeregten Punkte, und hätte ich es gar zu gerne gesehen, wenn sie nach Heidelberg zu einer mündlichen Discussion derselben gekommen wären. Sie wissen es ja längst, dass wir am 3. Sept. uns dort vereinigen, am 4. und 5ten unsere Sitzungen halten und dass uns alle ehrenwerthen confratres höchst willkommen sind. Andererseits weiss auch ich, mit wie vielen Banden Sie in Königsberg gefesselt sind, aber ich musste Sie, da sich ja zuweilen unerwartete Gelegenheit zur Freiheit bietet, noch einmal daran erinnern und Ihnen sagen, wie ich mich speziell auf ein mündliches Aussprechen mit Ihnen freuen würde. Ich denke wahrhaftig, dass ein solches der Sache besser nützen könnte, als alle in der Oeffentlichkeit geführten Kritteleien, welche sich eben nur gar zu oft an Nebendingen, untergeordneten Aussprüchen, gleichgültigen Namen und Titeln festrennen und die Sache als solche nur anstreifen oder vollends bei Seite schieben. Es ist dies oft der sicherste Weg um die Bahn des Fortschrittes unbenutzt zu

lassen, und um sich vor Rechthaberei das grösste Unrecht — das des Irrthums und der Selbsttäuschung — beizubringen. Zur Sache!

Sie heben in Ihrem letzten Schreiben als den Hauptpunkt Ihres Verfahrens die Bildung des Hornhautlappens hervor. Ich stimme nach sorgfältiger Durchdenkung Ihrer Schrift hiemit vollkommen überein. Vielleicht hätten Sie es im Werke selbst noch mehr in den Vordergrund heben sollen. — Sehr wichtige Fragen sind nun:

1) Angenommen, dass es feststeht, ein nach Ihren Principien verrichteter Hornhautschnitt gebe bessere Resultate, so könnte man zweifeln, ob in der That in diesen peripheren Theilen wegen der anatomischen Structur an sich bessere Heilvorgänge stattfinden, oder ob man eben bei dieser Anlage die Linse vollständiger, leichter, mit geringerer Spannung in der Wunde entbindet und deshalb besser fährt. Das erstere ist allerdings bereits behauptet aber dann auch widerstritten worden. Haben Sie eine sichere Ansicht?

2) Weicht Ihr Schnitt im Wesentlichen von den äussersten Grenzen ab, welche die Autoren für den Hornhautschnitt gesteckt haben, oder nicht? Sie wissen, dass man in verschiedenen Ländern hierüber sehr verschiedene Regeln giebt. In Deutschland wird meist für die äussere Wunde $\frac{1}{2}$ ''' Abstand von der Scleralgrenze angegeben, was meinen Messungen nach etwas mehr als 1''' für die innere Wunde macht. — Bei anderen Autoren ist bereits auf die Hornhautgrösse Rücksicht genommen (z. B. Chelius: $\frac{1}{4}$ ''' Abstand bei grosser, $\frac{1}{8}$ ''' Abstand bei kleiner Cornea) und überhaupt der Schnitt bereits grösser vorgeschrieben, in England sind im Allgemeinen seit Tyrrels Zeiten die grossen Schnitte mehr in Gebrauch (T. selbst sagt: the surgeon should introduce the point of the knife through the cornea close to its junction with the sclerotic, without however touching the latter. — Lawrence: carrying the section along the edge of the cornea as near as may be to the sclerotic coat, derselbe giebt dann auch seine Gründe für diese Position an, jedoch mehr die Art des Linsenaustrittes betreffend.) Es fragt sich nun, machen Sie ihn noch grösser als die umfangreichsten, bisher . . .¹⁾

1) Die Fortsetzung dieses Briefes hat leider nicht aufgefunden werden können.

Berlin, 27. 12. 65.

Bester Freund!

Heute nur wenige Zeilen, die sich auf die für mich sehr belebende Aussicht Ihres baldigen Kommens beziehen.

Im Augenblick ist hier allerdings Weihnachtsruhe und laufen Cataractöse nicht gerade reichlich ein. Bis Mitte Januar findet sich aber sicher genügendes Material um Ihnen den Operationsmodus womöglich für verschiedene Umstände, unreife, überreife, harte und weiche Cataracte zu zeigen.

Wenn Ihnen also diese Zeit Recht ist, so schreiben Sie mir bald ein Wörtchen und ich werde für die vom 15.—21. Januar laufende Woche Material zurücksetzen.

Mit einem oder zwei Tage lasse ich Sie aber nicht echappiren, da ich Sie auch bei nicht ophthalmologischen Geschäften etwas geniessen möchte.

Mit den herzlichsten Grüssen

Ihr treu ergebener

A. v. Graefe.

[1866?]

Bester Freund!

Da wohl noch einige Wochen vergehen werden, ehe die dritte Lieferung des Archivs das Tageslicht sieht, so kann ich es mir nicht versagen, Ihnen anbei einen Separatabdruck meiner Arbeit zu schicken. Ueber das darin beschriebene Verfahren habe ich seitdem meine Erfahrungen noch bereichert und möchte wohl, dass Sie gelegentlich von demselben Notiz nehmen. Das 106te Auge ging verloren — es war eine doppelseitige Extraction, auf der einen Seite Heilung völlig günstig, auf der anderen nach sehr anormaler Operation eitrige Glaskörperinfiltration, später Panophthalmitis — nachher hat sich schon wieder eine Reihe günstiger Resultate angesammelt. Sollte nun auch bei diesen Zahlen der Zufall trügen, was sehr leicht möglich ist, so würde sich die Sache doch durch die Raschheit der Heilung, die geringe Nachbehandlung, Entbehrlichkeit der Wartung u. s. w. für die Bequemlichkeit der Fachgenossen äusserst empfehlen. Ich habe mir erlaubt, pag. 63 meiner Arbeit auf die Hauptthesis Ihrer Methode „nämlich die Vorzüge peripherer Schnitte“ hinzudeuten, in welchem Punkte unsere beiden Verfahren congruiren. Vermuthlich wäre ich noch an verschiedenen

anderen Stellen auf Ihre Praxis eingegangen, allein ich fürchte mich mehr und mehr von Dingen zu reden, die ich nicht durch eigene Anschauung kenne und es blieb ja leider für mich stets ein *pium desiderium* Sie einmal inmitten Ihres Wirkungskreises aufzusuchen.

In alter Freundschaft

Ihr treu ergebener

A. v. Graefe.

Berlin, 9. 3. 68.

Liebster Freund!

Ausserordentlichen Werth lege ich auf die Mittheilung Ihrer Erfahrungen sowohl im Allgemeinen, als noch ganz speziell in der Extraktionsfrage. Eine besondere Genugthuung ist es mir, dass wir ganz auf einem und demselben Boden stehen und es ist, wenn man zu den gleichen Resultaten gelangt, von verschiedenen Ausgangspunkten aus, ein desto sichererer Beweis, dass man sich nicht auf Abwegen befindet. Ich bin in der That lediglich von der Form des Schnittes ausgegangen; der Wunsch, einen möglichst geräumigen und doch linearen Schnitt zu haben hat mich in den Skleralbord hineingedrängt ohne dass ich mir von Anfang an der speciellen anatomischen Vortheile dieser Localität bewusst war. Allein nothwendig musste ich hierbei auf Ihre Erfahrungen zurückkehren und mir des von Ihnen erprobten durch eigene Erfahrungen bewusst werden. Dass sich diese Vortheile mit der Linearität der Wunde, und dem spontanen Linsen-Austritt verbinden liessen, gab mir eine desto grössere Bürgschaft. — Sie gingen zunächst von den besseren anatomischen Heilbedingungen des Skleralbords aus und haben dieselben nicht schlagender beweisen können — wenn man nicht mit Hasner beide Augen krampfhaft schliesst —, als indem Sie selbst unter Beibehaltung der unnütz klaffenden Schnittform höchst selten Unglücksfälle zu beklagen hatten. Dass Sie sich mit der Beschränkung der Schnittform, so lange sie einen spontanen Linsenaustritt zulässt, einverstanden erklären, entspricht Ihrem klaren und vernünftigen chirurgischen Sinne, das kann nicht anders sein. Es ist mir aber ausserordentlich lieb, wenn auch Sie die Nothwendigkeit im Skleralbord zu bleiben recht betonen; denn, wenn, wie es Arlt, Critchett und andere machen, der Schnitt wieder mehr durch die Hornhaut geführt wird und wenn, wie es Liebreich wohl nächstens machen wird, hierauf wieder eine besonders heilbringende Modification begründet wird, so kann es nicht fehlen, dass die Operation einen Theil ihrer Vortheile verliert.

Ich bin jetzt mehr als je von der Nothwendigkeit, im Skleralbord zu bleiben, überzeugt. Für meine Eitelkeit wäre es ja vielleicht schmeichelnder, wenn lediglich die Linearität der Wunde entschiede. Aber da ich meine grösste Eitelkeit in die Wahrheitsliebe setze, so wird mir auch von diesem Standpunkt die Wahl nicht schwer, meiner Ueberzeugung einen vollkommen offenen Ausdruck zu geben, ja, es gereicht mir noch zur besonderen subjectiven Freude, — und Sie müssen es bei meinen betreffenden Anführungen durchgeföhlt haben — Sie als meinen lieben und verehrten Freund auch als Mitvater der wie ich hoffe, bleibenden Staaroperationsmethode anzuföhren. Wenn die Geschichte unserer Kunst mir bei der Kritik dieser Bestrebungen, die Verbindung der Iridectomie mit der Lineaerextraktion und die Aufbringung richtiger Gesichtspunkte für eine geräumige, aber lineare Schnittform lässt, so bin ich hiemit vollkommen befriedigt, und es bleibt Ihnen der schöne und wichtige Antheil, die Vortheile des richtigen Operationsterrains zuerst erkannt und klar gemacht zu haben.

Machen Sie sich also nun an die Arbeit und seien Sie überzeugt dass die Fachgenossen gerade auf Ihre Aussprüche in dieser Beziehung ein grosses Gewicht legen. Der Druck der ersten Lieferung ist in voriger Woche geschlossen worden, aber wir fangen den Druck der zweiten Lieferung, für welche schon das volle Material vorliegt, noch Ende dieses Monats an. In dieser zweiten Lieferung finden sich, wie ich glaube, einige recht hübsche Arbeiten zusammen und käme ihr Manuskript vollkommen zurecht, wenn es etwa im Laufe des April oder selbst Anfang Mai einliefe. Hoffentlich wird Ihnen dies passen; ich füge indessen die Bitte hinzu mir den Termin der Ankunft und das Volumen bis zum 1. April approximativ anzukündigen. — —

Berlin, 26. 12. 66.

Bester Freund!

Besten Dank für Ihr herzliches Schreiben. Seien Sie versichert, dass die Achtung und Freundschaft einiger wenigen, zu denen ich Sie besonders rechne, unter den vielen scheinbaren Gütern des Lebens dasjenige ist, welches mir fast allein von bleibendem Werth dünkt. Dank also, innigsten Dank für die Erhaltung dieses Einen!

Ihre Eingabe an das Ministerium finde ich vortrefflich.

Wegen des Kataraktartikels, so soll es mich sehr freuen, wenn Sie denselben loslassen, doch wäre es mir unter uns gesagt fast lieber, wenn Sie deshalb nicht mit der Person von X. in Verbindung

träten. Derselbe erfreut sich bei den englischen Fachgenossen nicht gerade eines ausgezeichneten Ansehens, ist ausserdem ein so zudringlicher Bursche, dass eine Korrespondenz mit ihm zu einer tödtlichen Emsigkeit und Hartnäckigkeit führt. Endlich heisst es, dass das Blatt im Sterben läge. Auch S. war sehr unglücklich darüber, die Uebersetzung meiner Staararbeit in dasselbe gegeben zu haben und hat es herzlich bereut. Seien Sie also einigermaßen auf der Hut mit X.

Mir selbst ist es nicht gerade glänzend gegangen: ich fiel am Montage voriger Woche vor meinem eigenen Hause auf die invalide Brusthälfte und warf kurz darauf etwas Blut aus, so dass ich 5 Tage zu Bett liegen musste und erst heute wieder in's Geschirr kam.

Ueber die Frage wegen Entbehrlichkeit der Traktionsinstrumente bei meiner Operationsmethode könnte ich auch heute mich nur so ausdrücken, wie es in meiner letzten Arbeit geschehen ist: entbinden lässt sich eine jede Linse ohne Instrument, aber für eine gewisse Höhe des Widerstandes (vielleicht in 10 bis 12 % sämtlicher Fälle) halte ich die Hakentraktion trotz ihrer Uebelstände doch von überwiegendem Vortheil, das gilt natürlich nur für die Schnittform genau wie ich sie jetzt führe. Eine kleine Erweiterung würde die Traktion entbehrlich machen, aber vielleicht die sonstige Technik stören.

Herzlich grüssend

Ihr treu ergebener

A. v. Gräfe.

[*Ueber Universitätsangelegenheiten.*]

[1866.]

Bester Freund!

Gestern, bei der Rückkehr von einer sehr kalten Reise nach Wien (wo ich mit Arlt eine Consultation hatte) fand ich Ihr Schreiben vor und beeile mich, Ihnen folgende Mittheilung zu machen, welche natürlich einen streng confidentiellen Character hat.

Schon vor länger als Jahresfrist wurde ich, als ich einmal mich über die Vernachlässigung der Ophthalmologie an preussischen Universitäten expektorirte, von Lehnert aufgefordert ein längeres pro memoria über diesen Gegenstand einzureichen. Ich habe hierauf nicht reagirt aus 2 Gründen: 1. Weil die Art des Auftrages mir nicht formell richtig erschien. Da es sich nicht um mein Privatinteresse, sondern um das sachliche handeln sollte, um eine Arbeit die ich quasi für das Ministerium zu machen hatte, so schien mir eine einfache mündliche Aufforderung des Unterstaatssecretair nicht ausreichend,

sondern ein offizieller Antrag des Ministers nöthig. Diesen aber schien man, vielleicht um billige und nothwendige Consequenzen der Angelegenheit zu vermeiden und sich freies Spiel zu lassen, umgehen zu wollen. Die ganze Sache hätte dann füglich so aussehen können, als wenn ich eine Initiative ergriffen um eine Professur zu erhalten, und nicht das Ministerium um einer sächlichen Pflicht nachzukommen.

2. wurde mir ein längeres Pro memoria angetragen. Ich schwankte aber, ob es richtig sei, eine selbstverständliche Sache in umständlicher Weise zu motiviren. Was in dieser Weise motivirt wird, könnte überhaupt als unsicher erscheinen. Wenn nun seit 50 Jahren (1816) auf allen österreichischen Universitäten Professoren für Augenheilkunde angestellt sind, inclus. der kleinsten, und es sich dort nur immer darum handelt, wie viele derselben auf jeder grösseren Universität zu placiren sein, wenn es ferner wohl anzunehmen ist, dass seit einem halben Jahrhundert das Material der Augenheilkunde einigermaßen gewonnen und deren wissenschaftlicher Rang sich erhöht hat, so schien mir die Auffassung, die das Ministerium vorschob, nämlich die Fraglichkeit der Nothwendigkeit, keine gerechtfertigte. Die Nichtbesetzung der Ophthalmologie konnte offenbar nur einen äusseren Grund, nämlich materielle *pauvreté* haben, und ich hätte kaum anders *raisonniren* können als:

1. Selbstverständlich muss die Ophthalmologie abgeschieden werden, wie es aller Orten ist,

2. Mögen bald die Mittel einlaufen, diese schreiende Lücke wie viele Andere auszufüllen!

So schief die Sache denn ein, obwohl Lehnert mich noch im Sommer daran erinnerte, bis ungefähr vor 3 Wochen. Durch Caspar's Tod war ein Platz in der hiesigen Facultät erledigt und es entstand bei mir die Frage, ob es, nachdem bereits verschiedene Einschübe erfolgt waren, nicht höchste Zeit sei, denselben für mich zu beanspruchen. — Das um so mehr als in circa einem Jahre die Frist abgelaufen ist, die ich mir als ultimum festgesetzt hatte und nach welcher ich, wenn man weitere Verstösse macht, mich *honoris causa* von der Universität zurückzuziehen beschloss, ein Rücktritt der um so leichter wird, als nicht die mindeste Veränderung in meiner Lehrthätigkeit daraus resultirt. Langenbeck, Romberg und andere Facultätsmitglieder stürmten ferner auf mich ein, dass ich die Sache jetzt nicht ruhen lassen müsse, da sie sonst wieder irgend ein verknöchertes Subject in die Facultät bekommen. So wandte ich mich denn wieder an das Ministerium, schob das verlangte pro memoria jedoch von mir und meinte, eine

mündliche Besprechung des Ministers, sei es mit Langenbeck, was ich vorzöge, oder eventuell mit mir müsse genügen.

Inzwischen kam eine Consultationsreise nach Prag und dann nach Wien, so dass ich nicht habe zum Minister gehen können; nun ist es mir sehr lieb zu erfahren, dass man sich an Sie gewendet hat und werde es wo möglich vermeiden, weitere Schritte zu thun, die mir aus vielen Gründen äusserst peinlich sind. Für mich nämlich ist die Uebernahme einer königlichen Klinik ein grosses onus; ich würde aus Gründen, die ich Ihnen lieber mündlich exponire, dabei auch eine jährliche Zubusse von wenigstens 6000 Thl. bringen, wenn ich nicht mich etwa entschlösse, eine Klinik in dem Schweinestall der Charité anzunehmen. Auf der andern Seite möchte ich mir nicht den Vorwurf machen, irgend eine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, um für die Stellung der Ophthalmologie im Vaterlande etwas zu erschwingen.

Durch Ihr Herkommen würden Sie mir, bester Freund, eine unendliche Freude bereiten. Wir könnten erstens die betreffende Angelegenheit gründlich besprechen und manches Pro et Contra dabei erwägen, ausserdem wäre ich sehr froh darüber Sie zu sehen und Ihnen manches zu zeigen. Schreiben oder telegraphiren Sie mir, wann Sie kommen, damit ich mir einige Musse elaborire.

Herzlich grüssend

Ihr

A. v. Graefe.

Entschuldigen Sie das Verwirrte dieser Zeilen. Ich bin drei Nächte gar nicht und die letzte nur auf wenige Stunden in's Bett gekommen.

Berlin, 17. 11. 67.

Verehrter Freund!

Zu den angenehmen Beglückwünschungen bei der Wiederkehr in die Heimath, welche diesmal noch etwas später als gewöhnlich erfolgt ist, gehörten Ihre freundlichen Grüsse. Freilich hätte ich gewünscht über die Art und Weise, wie man sich Ihnen gegenüber, resp. dem ophthalmologischen Unterricht gegenüber benimmt, etwas Besseres zu hören. Immer kommt die elende Massregel zu Tage, dass man Persönlichkeiten, deren Verdienste man einigermaßen anzuerkennen gezwungen ist, in irgend einer Weise, aber allemal in einer falschen hervorhebt. Auch ich dürfte mich nicht darüber wundern, wenn man mich gelegentlich zum Professor der Geburtshilfe oder irgend etwas

ändern, was nicht Professor der Ophthalmologie ist, macht. In all dem können Sie nur das ministerielle Echo auf die F.'schen Einflüsterungen erblicken, welche um sich selbst einigermassen in Kredit zu erhalten, eine gewisse Toleranz für anerkannte Personen simuliren müssen, um die Sache, an der uns gelegen ist, desto rücksichtsloser mit Füßen treten zu können. Quid faciendum? — Der erste und natürlichste Impuls, wenn man ein ehrliches Streben in dieser methodischen Weise paralsirt sieht, geht gewiss dahin, dass man sich in den Mantel eben dieses Strebens hüllt, und jenen vielen Machinationen den Rücken dreht. Allein die bessere Ueberlegung sagt, dass man selbst mit Aufopferung der gerechtigsten Ansprüche sich doch für bessere Zeiten möglich erhalten muss. Im Preussischen Staate, namentlich in unserm Ministerium gilt einmal das Prinzip, auch den Tüchtigsten es nicht zu vergeben, wenn sie sich schreienden Uebelständen gegenüber auf die Hinterbeine setzen. Thäten Sie dies, so hätten ihre Gegner Oberwasser und bei dem Ministerium auch Waffen gegen die öffentliche Meinung. Ich würde deshalb immerhin rathen, die Sache noch ein Weilchen mit anzusehen, wie auch ich es thun werde. Ein Wechsel im Ministerium gehört am Ende nicht zu den Unmöglichkeiten und auch in demselben Ministerium könnten die Rathgeber leicht wechseln. Natürlich soll dies nicht soviel heissen, dass man zu allem ja sagen soll, im Gegentheil, ein fortwährendes, unermüdliches Darlegen der Nothwendigkeit des ophthalmologischen Unterrichts, sei es den betreffenden Personen gegenüber oder in geeigneter Weise öffentlich, wird schliesslich für die Förderung der Sache beitragen, und kann neben der chronischen Entwicklung auch mal in ganz akuter Weise die Lösung der Frage bewerkstelligen. In Summa also nur noch einige Geduld, von Zeit zu Zeit eine Eingabe, die nun auch periodisch von den andern Universitäten erfolgen werden, ab und zu ein Artikelchen und derlei.

Ueber meine Reise hätte ich Ihnen nur wenig zu sagen. Sie war in gewohnter Weise zwischen der Schweiz und Paris getheilt. Obwohl ich ziemlich gestärkt hierher zurückgekehrt bin, so will mir doch das Klima gar nicht mehr recht behagen und meine Kräfte scheinen der heillosen Arbeit nicht mehr adäquat.

Mit den herzlichsten Grüssen

Ihr treu ergebener

A. v. Graefe.

Bester Freund!

[1868.]

Schon längst hätte ich Ihnen geschrieben, theils um Ihnen meinen besten Dank für die Uebersendung Ihrer Brochüre zu sagen, theils auch um Ihnen einige Nachrichten von meinem leidigen Ich zu geben, wenn nicht Letzteres sich in einer sehr kläglichen — und deshalb auch kleinlauten — Phase befunden hätte. Bereits auf der Reise hatte ich mich einmal heftig erkältet und eine dreiwöchentliche bei meinem status pulmonum immerhin bedeutungsvolle Bronchitis contrahirt. Hier angekommen fand ich einen niederträchtigen Klimagegensatz und einen schauderhaften Berg von Arbeit, so dass ich die gewonnene, ohnedem spärliche Widerstandskraft bald verlor und mich nun 4 Wochen hindurch mit Catarrh, Rheumatismen und andern schönen Dingen plage. Mein Tagewerk habe ich allerdings mit Ausnahme von 3 oder 4 Tagen verrichtet, aber mich dabei in einer kümmerlichen Weise geschleppt. Ich will nun nach Traube's Rath eine Woche zu Hause bleiben, um mich womöglich auszukuriren.

Nun ad rem! Mit der Publikation Ihrer Broschüre war ich ausserordentlich zufrieden. Ich fand die Darstellung durchaus sachgemäss, von wohl motivirter Entrüstung über die Sachlage getragen, aber durchaus ruhig und jedweden Fremden den Eindruck strenger Objectivität hinterlassend. Dass ich das viele Gute, was Sie darin über meine Wirksamkeit sagen, als die subjectivste Anwendung Ihrer Publikation betrachte und grösstentheils auf Rechnung Ihrer Freundschaft setze, konnte mir bei dem Gewicht, welches ich auf letztere lege, den Werth Ihrer Schrift nicht herabsetzen.

Ich glaube in der That, dass, so wie die Sache heute liegt, ein offenes und rückhaltloses Aussprechen in allen Sphären durchaus motivirt ist. Mich selbst hat die V'sche Erwiderung in der Kammer einigermaßen verstimmt, und es wird nicht übel sein, wenn an dieselbe etwas angeknüpft wird. Ich werde, so wie ich etwas wohler bin, nicht allein persönlich interpelliren, sondern es wird wohl nächstens zu einem sehr heissen Kampf in der Fakultät kommen, wobei ich mir erlauben werde, an einige der V'schen Kammer-Dicta anzubinden. Ich weiss wirklich nicht, was er sich dabei denkt, wenn er es für gleichgültig hält, ob man die Ophthalmologen zu Ordinarien macht oder nicht. Er selbst hat es ja wohl durchgesetzt, wenn ich mich nicht irre, dass jetzt an den preussischen Universitäten Professores ordinarii für pathologische Anatomie meist mit vollem Gehalte sind. Einmal knüpft sich an dies Ordinariat die Gehaltsfrage — wenigstens soll es so sein — und es ist nicht gerecht, dass man den Lehrer eines akademischen Fachs anders bezahlt, als den eines andern. Sodann aber ist es eine Ehrensache für die Ophthalmologen, dass sie im Schosse der Facultäten ihr Fach

ebenso voll und in derselben Charge vertreten, wie die Chirurgen, Geburtshelfer u. s. w. — Natürlich wird jedem verständigen Menschen mehr daran liegen, dass man ihn pekuniär gut stellt, und durch die Herbeischaffung eines fruchtbaren Materials ihm seine Arbeit und Mühen erleichtert, als dass man ihm einen Titel an den Hals wirft. Aber der Ordinarius ist nicht ein blosser Titel, sondern es hängen daran so wie einmal die Form unserer Universitäten ist, sachliche Rechte und Ansprüche der verschiedensten Art, welche mit der Kultur des betreffenden Fachs, in der engsten Verbindung stehen.

Der zweite Blödsinn ist der, dass V. sich dagegen sträubt, Fachprofessoren zu Fachexaminatoren zu machen, weil dies zu einem Lehrmonopol führe! Wenn wirklich der Staat zwei gleich competente Männer für jedes Fach aufreiben, bezahlen und der Facultät einverleiben wollte, den einen zum Lehren, den andern zum Examiniren, so fände ich das sehr schön, selbst ideal. Allein solche Voraussetzung fällt wirklich völlig in das Bereich der Träumerei. Vorderhand ist ja noch nicht ein sachverständiger Ophthalmologe in den Facultäten, und wenn es endlich gelungen sein wird, einen darin zu haben, so wird es doch wohl immer das geringere Uebel sein, dass der eine Sachverständige sein Fach examinire, als dass, um dem Lehrmonopol vorzubeugen, der Geburtshelfer das ophthalmologische Wort in dem doctum corpus zu ergreifen verurtheilt ist. — Der wahre Kern der Sache ist, dass V. die Einführung neuer Ordinarien, wie ich jetzt bei verschiedenen Gelegenheiten beobachtet habe, nicht liebt. Ich glaube auch, dass er meiner Sache hier permanent entgegen gewesen ist, obwohl ich in meinem dégoût gegen alles Spioniren hierüber nichts Bestimmtes weiss. Dass V. am Schlusse seiner Erwiderung geradezu dasjenige, was Sie in Ihrer Brochüre über das Verhalten der Königsberger Fakultät in dieser Sache sagen, für unrichtig erklärt, ist dermassen herausfordernd, dass wenn ich mich selbst in Ihre Lage denke, ich es mir nicht verkneifen könnte, seiner „guten Quelle“ eine noch bessere entgegenzusetzen.

Im Uebrigen glaube ich, ist beim Ministerium die ophthalmologische Sache in gutem Gange. Stünden die Fakultäten nicht fast alle entgegen, so würde es natürlich rascher gehen. Aber es wird gehen, quand même, wenn die hauptsächlichsten Ophthalmologen der preussischen Fakultäten die gehörige Energie an die Sache setzen, und nöthigen Falls auch entschlossen sind, wenn man fortfährt, sie in ihren Rechten und Ehren zu kränken, diesen bevorzugten Stellen den Rücken zu drehen.

Ich selbst, bester Freund, bin bis jetzt um kein Haar besser daran, als die anderen und ich habe einigermaßen lächeln müssen, als ich las, wie der brave Hoverbeck mich als den einzig Bevorzugten

hinstellt. Folgendes ist meine Situation: Ich bin allerdings Ordinarius! Beziehe als solcher 500 Thaler Gehalt, examinire nicht, da Papa Jüngken dies noch in unverkürzter Weise versieht, und natürlich auch die Emolumente dafür einzieht. Für diese 500 Thaler habe ich — von einer königlichen Klinik ist ja bis jetzt keine Rede — ein Lehrmaterial zu unterhalten für 50—60 Praktikanten, von denen ein grosser Theil sich zu Spezialisten ausbilden wollen.

Ich dürfte thatsächlich die Hospitalabtheilung von 60 Betten in meiner Klinik nicht verkleinern, um dem Bedürfniss zu genügen. Es ist aber gewiss unterschätzt, wenn ich behaupte, dass die jährliche Unterhaltung dieser 60 Betten einen Zuschuss von 2000 Thalern jährlich verlangt. Ausserdem bezahle ich 2 klinische Assistenten mit 1000 resp. 800 Thalern, macht 1800 Thaler, Lokal und Dienstpersonal der Poliklinik, Verbrauch von Arzneien daselbst will ich nur mit 1000 Thlr. rechnen — so kostet mich das Glück Lehrer der Ophthalmologie zu sein und als solcher 500 Thlr. königl. Gehalt einzuziehen, immer noch 5000 Thlr. per Jahr.

Freilich will ich mit meinen Opfern nicht renommiren und habe ich Ihnen ja wohl oft genug mitgetheilt, dass jene Zuschüsse nicht direkt aus meiner Tasche, sondern aus den Einträgen der Privatzimmer fliessen. Allein ob wirkliche Ausgaben oder *lucrum cessans*, das ist ja für die Frage einerlei. Ich wäre jedenfalls jährlich um 4500 Thlr. reicher, wenn ich mein Lehramt niederlegen wollte und meine Klinik in eine *Maison de santé* verwandelte.

Das sind persönliche Geschichten, welche mir eigentlich nur einfallen, gegenüber der bevorzugten Stellung, in welcher mich Ihr braver Deputirter glaubt. Seien Sie aber versichert, dass mein unabweisbares Abschiedsgesuch jeden Tag von Stapel gehen wird, wenn das Ministerium nicht in Bälde das herstellt, was die Ophthalmologen brauchen, nämlich ein anständiges Institut mit liberalen Principien für die Aufnahme von Patienten ausgestattet. Es ist wirklich besser ein halbes Jahr länger zu warten und durch unerbittliche Forderungen etwas Vernünftiges zu erreichen als sich (wie man es hier wollte) mit einem Ordinariat und einigen Zimmern eines grossen Hospitals abspeisen zu lassen. Es ist jetzt der Wendepunkt der Sache. Man muss es durchsetzen, dass für ophthalmologische Institute, die ganz unabhängig von dem übrigen Krankenhauswesen sind, ebenso wie es für chemisch-pathologisch-anatomische Laboratorien geschieht, grössere Fonds ausgesetzt werden. Geschieht dies nicht, so wird die Ophthalmologie und die Kranken es fortan noch schlechter haben als bisher, in den Privatlehranstalten resp. Privatheilanstalten.

Wahrhaft zum Lachen war es mir, als nach Jüngkens Abgang mich der Minister zum Chef der nunmehr abzuzweigenden Augenklinik ernannte, als wenn ein solches Institut anders als auf dem Papier stünde, als ob nur etwas einer Augenklinik ähnelndes in einem Krankenhause zu erreichen sei, in welchem dem erblindenden Proletarier bei seiner Aufnahmepetition die Alternative zwischen Erlegung eines 100 Thlr.-Scheines oder eines Fusstrittes gestellt wird. — Da Sie sich für komische Schriftstücke interessiren, so sende ich Ihnen beiliegende Kopie meiner Antwort auf jene sonderbare Ernennung zu. Eine Antwort ist in den verflossenen 4 Monaten noch nicht erfolgt. Die Leutchen werden sich in der Angst der unvermeidlichen Kosten allerdings sonderbar winden und gebärden, allein es hilft nichts. Auch ich habe viel bezahlt und der Tag der Rache ist gekommen. Wollen sie jetzt nicht etwas Ordentliches thun, so werde ich mich aus diesem Kampfe zurückziehen, resp. mein Geld einstecken und sie können sich dann irgend Jemand hierherblasen, der an den 12 versoffenen Proletariern und Pannösen der Charité eine Augenklinik hält.

Seien Sie doch so freundlich, da ich keine andere Kopie meiner Eingabe besitze, mir die einliegende gelegentlich unfrankirt zurückzuschicken.

Alfred schrieb mir neulich, dass er beabsichtige, mit Ihnen irgend einen gemeinschaftlichen Schritt zu überlegen. Ich brauche nicht zu sagen, dass ich mich jedweder die Nothwendigkeit unserer Sache urgirenden Kundgebung gern anschliessen werde, sofern dieselbe nicht etwa bereits aufkeimende resp. gut verbürgte Beschlüsse des Ministeriums in einer hindernden Weise unterbricht. Wie es in letzterer Beziehung steht, ob man reell etwas thun will oder nicht, das muss sich ja baldigst zeigen.

Nun will ich aber diesen ohnedem hypertrophischen Brief schliessen, damit er nicht wie der Autor gänzlich catarrhalisch zerfliesst.

Nur noch eins. Sie hatten, wenn ich mich recht besinne, für die nächste Lieferung des Archivs eine Arbeit versprochen und es ist nunmehr an der Zeit, Sie daran zu erinnern.

Die dritte Lief. 1868 wird in diesen Tagen ausgegeben, deren Druck bereits seit 5 Wochen beendet. Der Druck der 1. Lieferung 1869 fängt unmittelbar nach Neujahr an und müssten Sie Ihren Beitrag bis zum 15. Febr. flott machen. Vielleicht zieht sich der Druck auch noch bis Ende Februar hin, doch lässt sich dies nicht mit Sicherheit vorausbestimmen.

Bei der Gelegenheit fällt mir noch Ihr kurioses Missverständniss vom vorigen Sommer ein. Ich muss wohl verdammt unleserlich geschrieben haben, aber trotzdem müssen Sie einen ganz infernal

Moment gehabt haben, in welchem Sie mir die Brutalität und Perfidie zutrauen konnten: ein mir für das Archiv zugesandtes von mir selbst ebenso dringend gewünschtes als dankbar acceptirtes Manuskript eigenmächtig einer andern Zeitschrift zu übergeben. Ich kriegte denn auch einen recht gehörigen Schlag durch Ihren Brief und musste ihn mir wie einen bösen Traum abschütteln, als die Erklärung kam.

Mit tausend herzlichen Grüssen

Ihr alter Freund

A. v. Graefe.

Inselbad bei Paderborn, 23. Juli 1869.

Ueber ophthalmologische Dinge kann ich heute nicht viel mit Ihnen plaudern, aber danken muss ich Ihnen doch noch bestens für den Empfang Ihrer nach Inhalt und Form so vortrefflich gelungenen 2. Brochüre. Sie erwerben sich wirklich durch Ihre Konsequenz grosse Verdienste und glaube ich auch bestimmt, dass der Weg, den Sie einschlagen, der practisch richtige ist, um unter sehr missgünstigen Verhältnissen unsere Sache doch zu fördern. Freilich ist mit einem Ministerium, welches sich nicht entblödet, schriftlich gegebene Versprechen völlig unbeachtet zu lassen, nicht viel zu machen, aber es ist immer verdienstvoll, das Feuer zu schüren und hätte auch ich hierzu wahrlich Motive genug, wäre mir meine Gesundheit nicht untreu geworden. Von der Nominalprofessur, dem Aussetzen eines regulären Gehaltes und anderen Dingen, deren Versprechungen ich schwarz auf weiss in der Tasche habe, ist bis jetzt nicht das Mindeste in Erfüllung gegangen. Der alte J. examinirt nach wie vor Ophthalmologie u. s. w. Jetzt, wo ich in jedem Semester Urlaub nehmen muss, will ich natürlich meine Ansprüche nicht geltend machen, aber ein anständiges Ministerium würde gerade unter solchen Verhältnissen und da ich mich grösstentheils durch unbezahlte Dienste krank gemacht habe, doppelt exact in der Erfüllung gegebener Versprechen sein.

Berlin 15. April 1870.

Bester Freund,

Ich war neulich, als Sie mir kurz vor der Heimreise die Freude Ihres Besuches noch einmal zgedacht, einigermaßen ärgerlich darüber, dass wir in unserem Geplauder gestört wurden; und doch wollte ich es dem braven Conheim, den ich sonst ja sehr schätze und verehere, nicht merken lassen. Mir war grade zu Muthe, als wenn mir ein Vergnügen, auf welches ich als Patient doppelt Anspruch hätte, verleidet würde. Vollends steigerte sich meine Verstimmung hierüber, als Sie die Thüre hinter sich schlossen und ich wieder allein da sass — mit meinem Leiden.

Es blieb gleich als residuum dieser Verstimmung der Wunsch, Ihnen einen Gruss schriftlich nachzurufen und das soll heute, wenn auch mit kurzen Worten, geschehen. Ihre werthe Person ist mit dem Dinge, dem ich meine flüchtige Existenz gewidmet, mit der Kultur der Ophthalmologie so eng verknüpft, dass es mir immer vorkommt, als klopfte das Princip meines Daseins in persona an meine Thür, wenn Sie erscheinen, um von mir irgend eine Rechenschaft zu fordern. Eins lassen Sie sich, hiemit im Einklang, gesagt sein, was aus tiefstem Herzensgrunde kommt, dass ich mir Niemand lieber, als grade Sie, zum Nachfolger wünsche und als Nachfolger denke. Der Grund davon liegt einfach darin, dass ich Ihnen unter allen wirkenden Ophthalmologen die intensivste und ungetrübteste Liebe zur Lehre der Ophthalmologie zumuthe, während bei den meisten Anderen das „Academische“ doch nur Mittel zum Zwecke ist. — Sie glauben nicht recht daran, dass in Berlin bald eine Vacanz kommt, aber ich fühle es. Von meinen bisherigen Krankheiten ist vielleicht keine an sich tödtlich, aber die allgemeine Widerstandskraft ist zu geringe, so dass nach aller Wahrscheinlichkeit etwas „Terminales“ vor der Thüre steht. Ich erhole mich äusserst langsam, habe jede Reisepläne aufgegeben und werde froh sein, wenn ich in den comforts meiner Häuslichkeit so weit Kräfte sammle, um ein passables Sommersemester abzuhalten. (?) Wenigstens will ich es versuchen, indem ich die Privatpraxis möglichst beschränke.

Nun müssen Sie mir noch einen Gefallen thun: Ich war neulich förmlich betreten, dass Sie sich mein Bild gekauft und mir nicht gesagt: ich will es haben. Dann hätte ich doch darunter schreiben können, wie freundlich ich Ihnen gesinnt bin. Jetzt möchte ich indessen, dass Sie irgend etwas am Leibe trügen oder auf Ihren Tisch legten, was Ihre Netzhaut und so Ihre Hirnrinde auch später einmal an mich erinnert. Als solches und mit solchen Ansprüchen drängt sich eine kleine Kapsel zu Ihnen, die, offen gestanden, schon lange für

Sie in meinem Tischkasten lagert. Ich dachte immer, dass mir etwas Besseres, d. h. Kompendiöseres einfallen würde, aber die Geschichte mit der Photographie brachte mir das alte Ding in Erinnerung. Sie nehmen den kleinen Scherz nicht übel, hoffe ich, und geben dem Dinge, wie meinem Bilde, einen Platz, wo es Nichts Anderes genirt.— Mit meiner eigenen Klaue muss ich Sie heute quälen, was ich sonst aus Respect vor Ihren Augen vermeide. Allein ich wollte die Paar Worte keinem fremden Ohre anvertrauen. Mit tausend Grüßen

Ihr ewig treuer Freund

Graefe.



1871
The first of the year was a very cold one, and the
winter was a very severe one. The snow was
very deep, and the ice was very thick. The
frost was very hard, and the wind was very
strong. The weather was very bad, and the
people were very unhappy. The winter was
very long, and the spring was very late.

1872

1873

1874



Jacobson, Julius

Erinnerungen an Albrecht von Graefe zu seinem 25sten Todestage

Königsberg i. Pr. 1895

Biogr. 468 ga

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11571074-5